

Mitteilungen der Gesellschaft für Humanontogenetik

Newsletter of the German Society of Human Ontogenetics, founded in 1995

Herausgegeben von Thomas Diesner, Jörg Schulz und Olaf Scupin im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft

6(2018/19)

Editorial

Liebe Mitglieder, Freunde und Förderer der Gesellschaft für Humanontogenetik, sehr geehrte Leserinnen und Leser, mit den vorliegenden *Mitteilungen* unserer Gesellschaft fassen wir zwei Jahrgänge zusammen. Als Schwerpunkt dieser Ausgabe stellen wir Vorträge einer Tagung in den Mittelpunkt, die bereits im September 2016 stattgefunden hat. Das Thema der „Bewältigung von Differenzen in und zwischen kulturellen und sozialen Systemen“ erscheint uns aktueller denn je. Neben einer theoretischen Einführung von Karl-Friedrich Wessel finden sich zwei Beiträge zu interkulturellen Fragen in Ethik und Wissenskommunikation. Der Beitrag von Anni Peller fragt nach der Möglichkeit einer globalen Moral und der Beitrag von Thomas Diesner widmet sich Problemen des Wissenstransfers am Beispiel chinesischer Gesundheitspraktiken.

Die Gesellschaft für Humanontogenetik musste sich im letzten Jahr von drei ihrer Gründungsmitglieder verabschieden. Mit den Nachrufen für Prof. Dr. Günter Dörner, MR Dr. Gerda Jun und Prof. Dr. Dieter Kirchhöfer möchten wir ihrer gedenken und an ihre Verdienste – für die Humanontogenetik und darüber hinaus – erinnern.

Wie gewohnt finden Sie als Ergebnisse der Arbeit der Gesellschaft aktuelle Veröffentlichungen und die Fortsetzung der Übersicht der humanontogenetischen Kolloquien.

Die Herausgeber und Redakteure wünschen Ihnen wie immer Inspiration und Anregungen für Ihre weitere Arbeit und viel Freude beim lesen.

Thomas Diesner Jörg Schulz Olaf Scupin

Humanontogenetische Kolloquien

Bericht vom Ehrenkolloquium für Gerda Jun am 12.10.2018 in Berlin

Am 12.10.18 bot unsere Gesellschaft dem Gedenken an MR Dr. Gerda Jun, die am 03.05.2018 im Alter von 83 Jahren verstorben war, einen sowohl würdigen als auch – passenderweise – arbeitsintensiven Rahmen. Diesen kennzeichnete im Besonderen, dass neben Mitgliedern der GfH auch Gerda Juns Familie (v.a. ihr Sohn Axel Jun) und Freunde (v.a. Ilseget Fink) diesen Nachmittag mit organisiert und möglich gemacht haben. Axel Jun moderierte den Nachmittag gemeinsam mit Uwe Thiele und machte auf einem Büchertisch umfangreiches Material von Gerda Jun (kostenlos) zugänglich.

Nach der Begrüßung und einigen persönlichen Worten zu unserer jahrzehntelangen Mitsreiterin (ihre Mitwirkung reicht noch in die Zeit vor der Vereinsgründung zurück) durch *Prof. Dr. Karl-Friedrich Wessel* begann eine inhaltlich ausgesprochen vielfältige Vortragsreihe mit insgesamt 14 Beiträgen, die die unterschiedlichen Wirkungsbereiche und Themenschwerpunkte von Gerda Jun ebenso wie die Beziehungen zu ihren Weggefährtinnen und Weggefährten auf zum Teil bewegende, im Rückblick erhellende und in der Gesamtschau beeindruckende Weise beschrieben.

Den Anfang machte Frau *Prof. Dr. Helga Hörz*, die die jahrzehntelange fachliche wie persönliche Verbundenheit mit Gerda Jun nachzeichnete und aus dieser Geschichte Meilensteine der Genese wissenschaftlicher Charakterforschung in Erinnerung brachte. Sie skizzierte den humanwissenschaftlichen Kontext, innerhalb dessen Gerda Juns wissenschaftliche Arbeit in der DDR einen Platz hatte. Helga Hörz beschrieb darüber hinaus, wie Gerda Jun mit weiteren Frauen (u.a. Irmtraud Morgner) Bemühungen um Frauenrechte als Menschenrechte formulierte, die nicht zuletzt auf der Ebene der Vereinten Nationen Resonanz fanden. So hatte Gerda Jun eine beratende Funktion bei der Erarbeitung der UN Menschenrechtskonvention von 1981.

Eine langjährige ärztliche Kollegin von Gerda Jun war Frau *Dr. Agathe Israel*. Sie beschrieb die Pionierleistungen von Gerda Jun in der DDR-Psychiatrie und machte deutlich, welches hohes Engagement, welcher unbeugsame Einsatz und welche Kooperationskompetenz diese Aufbauarbeit erforderte. Ein „Anarbeiten gegen das DDR-Dogma der Egalisierung des Psychischen durch die sozialen Verhältnisse“ hatte dies bedeutet – immer die Freiheit in der Unfreiheit weit und kreativ auslotend. Es sei stets eine Arbeit wider die fragwürdige Grenzziehung zwi-

schen „normal“ und „anders“ gewesen. Praktisch bedeutete das, immer wieder Alternativen zu den existierenden menschlich wie fachlich fragwürdigen Hilfeangeboten für Menschen mit Behinderungen oder psychischen Beeinträchtigungen und ihre Familien aufzubauen. Gerda Jun gründete die Beratungsstelle für Eltern von Kindern mit Entwicklungsschwierigkeiten Kinder in Berlin Lichtenberg. Sie entwickelte darüber hinaus einen Rahmen, in dem sogenannte schulbildungsunfähige Kinder nicht nur medizinisch betreut wurden, sondern in einem multidisziplinären Kontext ebenso Erziehungs-, Therapie- und Bildungsangebote erhielten. Aus diesen Erfahrungen resultierten ihre Elterngespräche und schließlich ihr Buch „Kinder, die anders sind“.

Agathe Israel bewertete Gerd Juns wissenschaftliche Arbeit am Thema Persönlichkeitstheorie auch als Füllen eines von dieser so wahrgenommenen Vakuums in der DDR.

Mit *Dr. Bernd Floßmann* berichtete ein aktiver Berater und selbständiger Dozent, dass er Impulse aus der Persönlichkeitstheorie von Gerda Jun unmittelbar in Seminaren und Workshops nutzt. Dabei leite ihn besonders der Junsche Paradigmenwechsel in der Grundhaltung gegenüber hilfebedürftigen Menschen von „Du bist“ zu „Du kannst“. Hilfeleistung fußt somit immer auf wahrgenommenen Kompetenzen und Ressourcen und zielt prinzipiell auf deren Ausweitung nach Zielvorgabe der Ratsuchenden.

Prof. Dr. John Erpenbeck verband neben einer jahrzehntelangen Freundschaft das gemeinsame wissenschaftliche Thema der Werteentwicklung mit Gerda Jun. John Erpenbeck skizzierte seine Kernideen zu Charakter- und Kompetenzforschung mit den gemeinsamen Schnittstellen zu den Ideen von Gerda Jun. U.a. die evolutionäre Perspektive dieses Themas teilten beide, aber auch die Annahme, dass Menschen Eigenschaften besitzen, die sich nicht auf Kompetenzen zurückführen lassen, denn beides mache je für sich Sinn.

Dr. Reimar Banis wiederum beschrieb aus der Perspektive eines fachlich interessierten Kollegen mit Wohnsitz in der Schweiz seine biografisch eher späte Begegnung mit Gerda Jun. Thematisch verband beide besonders die Annahme, dass Menschen Eigenschaften hätten und diese Eigenschaften die Basis individueller Persönlichkeitsentwicklung seien. Damit ist ein Begriff der Eigenschaft gemeint, die nicht zuschreibt und somit einschränkt, sondern auf Entfaltungspotential hinweist. Reimar Banis lieferte einen feinfühligem Bericht der Begegnung zweier sehr offener und neugieriger Menschen, die sich auch ihr Interesse für Parapsychologie nicht vorenthielten.

In seinem Beitrag „Gerda Jun – ein Kriegskind kämpft für eine Zukunft“ beschrieb *Dr. Christoph Seidler*, wie er Gerda Jun 1974 in der tiefenpsychologisch gestalteten Gruppenselbsterfahrung erlebt und schätzen gelernt hatte. Erlebt mit „Ernst und Heldenmut“, geschätzt als „Heldin und Anführerin eines Heldenbundes“. Auch diese seelisch

aufreibende, mutmaßlich heilsame Selbsterfahrung verweist auf Kindheitserlebnisse der Selbsterfahrungsteilnehmer, auch die von Gerda Jun. Sie hätten in diesem Kreis Gemeinsamkeit als traumatisierte Kriegskinder erfahren. Aber auch das Prinzip der Selbsterkenntnis, die über den anderen führt, verinnerlicht.

Dem Witz und der geistigen Originalität von Gerda Jun entsprach Christoph Seidler mit einer erfrischenden Beschreibung ihrer wesentlichen Leistungen in Anlehnung an Wilhelm Busch. So sei ihr „erster Streich“ eine Promotion im Jahr 1960 mit dem Forschungsergebnis „Wochenkrippen machen Kinder krank“ gewesen. Gerda Juns „zweiter Streich“ war dann die Gründung der Beratungsstelle für Familien mit chronisch kranken oder behinderten Kindern in Berlin Karlshorst im Jahre 1971. Und diese wiederum bildete eine wichtige Basis für den „dritten Streich“, ihr Buch „Kinder, die anders sind“ (1981).

Nach einer Pause gab es ein Grußwort des Bezirksbürgermeisters von Berlin-Lichtenberg, das Axel Jun verlas. In ihm würdigt *Michael Grunst* Gerda Jun als Pionierin der Psychiatrieentwicklung: „Dank der Tageskliniken und Tagesstätten wurden psychisch Kranke und Behinderte im Berliner Alltag und in der Öffentlichkeit anders wahrgenommen. [...] Frau Dr. Jun prägte eine ganze Generation von Kinder- und Jugendpsychiatern mit einem ganzheitlichen, biopsychosozialen Menschenbild, mit fortschrittlichen patientenorientierten Einstellungen, Behandlungen und Organisationsformen.“

Dann trug Axel Jun aus einem Angehörigenbrief vor: „Sehr hilfreich für viele waren auch ihre Seminare mit Adoptiveltern! [...] Ich durfte 1974 zugegen sein, als sie einen Elternabend mit Familien mit behinderten Kindern gestaltet hat – zum ersten Mal unter Einbeziehung der Medien. Das war sehr eindrücklich. Vielen Menschen hat Frau Dr. Jun geholfen, einen guten Weg für ihre Zukunft zu finden.“ (Ursula M., 2018, Mutter einer damaligen jugendlichen Patientin)

Des weiteren verlas Axel Jun einen Nachruf des Vorstandes der Deutschen Gesellschaft für Logotherapie und Existenzanalyse, in dem es heißt: „Sie war eine richtungweisende Persönlichkeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und in den Humanwissenschaften. [...] Sie richtete den Blick auf das Höhere, das Humane in den Verhaltensqualitäten des Menschen. [...] Sie sah den Menschen in seiner Ganzheit und Gesamtheit, bestimmt für ein sinnvolles und werteorientiertes Leben.“

Noch ein weiteres Mal übernahm Axel Jun eine Sprecherrolle, als er aktuelle Erinnerungen einer (hier abwesenden) Mitarbeiterin (Frau H.) des früheren Kreisdispensaires für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Karlshorst vortrug, in denen in Schlagworten der individuelle Leistungsstil von Gerda Jun hervortrat:

„Pioniergeist: Experimentieren mit / Praktizieren von familientherapeutischen Ansätzen, was zu Beginn der siebziger Jahre ja völliges Neuland (nicht nur in der DDR)

war. Unvoreingenommenheit: Sie ließ alle Mitarbeiter gleichermaßen an ihren Entdeckungen oder Erkenntnissen oder Literaturempfehlungen teilhaben (was, glaube ich, nicht unbedingt selbstverständlich für eine Leitende Ärztin war). Menschenbild: Ihr zugewandtes, tolerantes, letzten Endes positives Menschenbild übertrug sich auch auf uns Mitarbeiter. Dame: Sie war eine beeindruckende Erscheinung, die Selbstfürsorge und Genussfähigkeit ausstrahlte. (Einer ihrer typischen Sätze: ‚Ich bin gleichermaßen arbeits- wie genussfreudig.‘) Und noch ein Wort, das sie gern gebrauchte und das uns Mitarbeiter immer aufs neue erheiterte, wohl weil wir es uns bildlich vorstellten: das ‚Zeitkorsett‘.“

Anschließend beschrieb Frau *Dr. Erika Goletz* ihre ärztlich-kollegialen Berührungspunkte mit Gerda Jun in Form eines letzten Briefes an die frühere Kollegin. Auch die Beziehung dieser beiden Frauen war eine jahrzehntelange, beginnend mit der Facharztausbildung. Frau Goletz beschrieb die gemeinsamen Stationen ihrer klinischen Zusammenarbeit vorrangig im Krankenhaus „Herzberge“ in Berlin Lichtenberg. Darüber hinaus verband sie besonders die „Ost-West-Gruppe“ von Frauen, die sich, nach 1990 gegründet, mehrmals jährlich trafen, um als zwar informelle aber dennoch konsistente Gruppe mit klaren Zielen als menschenrechtsbewegte Frauen und tiefenpsychologisch arbeitende Ärztinnen/Therapeutinnen gemeinsamen Werten und Arbeitshaltungen im vereinigten Deutschland fachöffentlich Gehör zu verschaffen.

Die Theologin *Ilsegrit Fink* reihte sich mit ihrem Beitrag ein in den Kreis der jahrzehntelangen Freundinnen und Freunde, die gleichzeitig wichtige geistige Wegbegleiter von Gerda Jun waren. Kennengelernt hatten sich die beiden Frauen durch ihre kommunalpolitische Arbeit in Berlin Lichtenberg in den 1970er Jahren. Rückblickend sieht Ilsegrit Fink Gerda Juns „akrobatische Balance“ zwischen engagierter Berufsausübung und Familienarbeit als offensichtlich gelungen an, da an diesem Nachmittag beide Söhne zum Ehrenkolloquium gekommen waren. In ihrem Beitrag beleuchtete sie (wie zuvor bereits aus anderer Perspektive Helga Hörz) die inspirierenden Freundschaften zu Hedda Zinner, Irmtraud Morgner und Irene Blumental.

Ins Zentrum ihres Beitrags stellte Ilsegrit Fink das biografische Erlebnis der Flucht mit Mutter und Großmutter im Alter von 10 Jahren aus Westpreußen am Ende des zweiten Weltkrieges. Das große erfahrene Leid in dieser Zeit und das Erleben von Menschenverachtung (Euthanasie-Thema) hätten Gerda Juns emotionale und berufliche Entwicklung entscheidend geprägt. Gerda Jun sei es auch in der Zeit des überwundenen Faschismus darum gegangen, unterschwellige Menschenverachtung, Abwertung beeinträchtigter Menschen und eine Nutzenbewertung menschlichen Lebens aufzudecken und anzuprangern. In der DDR trat aus Sicht von Gerda Jun an die Stelle der Euthanasie-Bestrebungen das Verbergen von Menschen, die anders sind. Ihnen wollte sie Platz und Stimme in der

Öffentlichkeit geben. Ilsegrit Fink beendete ihren Beitrag nachdenklich mit der Einschätzung: 1945 hätte die Wehrmacht bedingungslos kapituliert, eine auf die Euthanasie hinauslaufende Medizin nicht.

Der Rechtsanwalt und Rechtswissenschaftler *Ralph Dobrawa* sprach über die besondere ideelle und persönliche Beziehung zwischen Gerda Jun und dem Juristen Prof. Dr. Friedrich Karl Kaul. Gerda Jun hatte ihn als Anwalt kennengelernt und war ihm bis zu seinem Tod 1981 partnerschaftlich verbunden. Ralph Dobrawa sieht rückblickend beide in ihrer gegenseitigen Inspirationskraft symbiotisch verbunden. Gerda Jun hätte „Kinder, die anders sind“ sogar als Gemeinschaftswerk mit Friedrich Karl Kaul bezeichnet. Kaul hätte sich wie Jun in seiner Disziplin lebenslang mit struktureller/staatlicher Ungerechtigkeit bis hin zum Thema Euthanasie beschäftigt. Dobrawa erinnerte hierzu an Kauls Buch „Nazimordaktion T4“ von 1974. So hätte das Engagement für Menschenwürde und Menschenrechte des Einen in seiner Disziplin das gleiche Engagement des Anderen in dessen Disziplin befördert und bereichert.

Einen intensiven Austausch pflegte Gerda Jun bis zu dessen Tod mit Rudolf Bahro. Seine Überlegungen zur Überwindung der „Innenweltkrise“ des modernen westlichen Menschen konnte sie mit ihrem Konzept der Integralen Persönlichkeitsentwicklung bereichern. Gleichzeitig verfolgte sie Bahros Arbeit am Institut für Sozialökologie der Humboldt-Universität sehr intensiv. Über diese wissenschaftlich spannende Zusammenarbeit wollte *Prof. Dr. Heinrich Fink* berichten, der an der Zusammenarbeit beider wesentlichen Anteil hatte. Leider musste dieser Beitrag, der eine weitere Seite von Gerda Juns kreativem Wirken nachgezeichnet hätte, durch Erkrankung des Redners entfallen.

Abschließend sprach *Axel Jun* aus der Perspektive eines Sohnes von Gerda Jun. Die Mutter erlebte er keineswegs fachlich inspiriert in Sorge und Bemühen um eine psychisch optimale Entwicklung. Vielmehr sei diese für den Sohn möglich geworden, weil sich die Mutter aus Sicht des Heranwachsenden „wenig in sein Leben eingemischt“ hätte. Ihren Abschied hätte sie mutig in ihre Hände genommen, ihn offen thematisiert und somit ihren Werten folgend auch das eigene Sterben in Würde praktiziert. Aus seiner heutigen Sicht sei sie eine „begnadete Humanontogenetikerin“ gewesen. Abschließend las Axel Jun aus Gerda Juns „Brief an die Enkel“, einer Anthologie aus dem Jahr 2001 (Jürgen Israel (Hg.): Worauf du dich verlassen kannst II, EVA, Leipzig).

Dieser berührende Abschluss und der stimmungsvolle, hoch interessante Nachmittag klang noch lange in vielen anschließenden Gesprächen und Diskussionen zwischen den Rednern und Gästen des Ehrenkolloquiums nach.

Gerda Jun hat vielen Menschen viel bedeutet. Unser Tagungsraum 415 war bis auf den letzten Platz gefüllt. Nicht unbedingt zu erwarten war, dass dieses Kolloquium auch (mindestens) einen Subtext generierte: Die Nach-

wirkungen von existenzbedrohendem und Gewalterleben, von Verlust naher Bezugspersonen in der Kindheit, kann eine wissenschaftliche und ärztliche Berufsgeschichte ethisch formatieren. Gleichzeitig sind diese Ereignisse aus der Kindheit auch im Alter emotional wie geistig hochgradig präsent und immer noch handlungsleitend. Ohne dass es eines Aussprechens bedurfte, geriet dieses Kolloquium somit auch zur Mahnung darüber, dass humanes Miteinander permanent von verantwortlich und bewusst handelnden Menschen aktiv hergestellt und gegen drohende Barbarisierung verteidigt sowie kreativ und engagiert ausgestaltet werden muss.

Uwe Thiele & Axel Jun

Prof. Dr. habil. Dr. h.c. Günter Dörner
(13.07.1929 – 30.03.2018)

**1. Rede von Karl-Friedrich Wessel zur
Trauerfeier für am 17.04.2018**

Sehr verehrte Trauergäste,
liebe Angehörige,
liebe Kollegen und Freunde von Günter Dörner!

Wir nehmen heute Abschied von einem großen Mann der Berliner Wissenschaft, einem Mann, der sich in die Geschichte eingeschrieben hat, wie es nur wenigen gelingt. Der Abschied ist natürlich relativ gemeint. Wir werden die Erinnerungen an sein Leben, an sein Wirken, an die vielen Begegnungen unterschiedlichster Art, an die Auseinandersetzungen mit der nicht immer freundlichen Umwelt und an die vielen Anregungen, die seine Kollegen bekamen, stets in Erinnerung behalten und sein Wirken dort fortsetzen, wo es die Vernunft von uns fordert.

Der Endokrinologe, der sich so intensiv und erfolgreich mit der frühen Entwicklung des Gehirns auseinandersetzte, wurde im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr auch zu einem Humanontogenetiker, dem die Entwicklung des Individuums bis ans Lebensende interessierte, immer auch unter der Voraussetzung präventiver Mittel in allen Lebensphasen. Ich denke in diesem Zusammenhang an die bekannten 10 Forderungen für die prä- und frühpostnatalen Entwicklungsperioden des Neuro-endokrino-immun-systems/NEIS, die er im Juli 2004 bei einem Symposium anlässlich seines 75. Geburtstages an der Charité vorgetragen hat und die ihm sehr wichtig waren. Er hat sie in den folgenden Jahren bis kurz vor seinem Lebensende immer wieder überdacht und mir neue Formulierungen diktiert. Deshalb zitiere ich aus seinem letzten Diktat von 2017 – seiner *Deklaration eines Entwicklungs-Imperativs*:

„Meines Erachtens ist die beste Entwicklungs- und Gesundheitsfürsorge und primäre Krankheitsprävention eine optimale biopsychosoziale Umwelt während der prä- und frühpostnatalen Selbstorganisation des Gehirns und des Neuroendokrinoimmunsystems, vermittelt besonders durch Hormone, Neurotransmitter, Zytokine und Antikörper als umweltabhängige ‚Ontogene‘.“

Ihn interessierte nicht nur die frühe Entwicklung, sondern deren Auswirkung auf die gesamte Lebensspanne – und dies immer intensiver, je älter er wurde. Darüber und über vieles andere wird auf einem wissenschaftlichen Kolloquium zu sprechen sein, welches wir für den Sommer vorgesehen haben. Es erfreute ihn auch immer wieder, dass wir zu seinem 90. Geburtstag, ob er ihn erleben würde oder nicht, eine wissenschaftliche Veranstaltung vorgesehen haben.

Natürlich interessierte ihn auch zu Lebzeiten ständig der Fortgang der mit seinem Namen verbundenen Konzepte. Am liebsten hätte er wöchentlich von Andreas, dem Mediziner und Endokrinologen, die Fortschritte auf seinem speziellen Forschungsgebiet gehört und von Andreas, dem Biologen, bestätigt bekommen, dass seine Theorie als die „modernste Evolutionstheorie“ anzusehen sei. Stellvertretend für beide übernahm ich gern als Generalist, also auch als einer, der mit hinreichend viel Unwissenheit gesegnet ist, die Aufgabe, ihn zu bestätigen – was als sein größter Wunsch erkennbar war.

Wenn er über seine eigenen Leistungen reflektierte und sich selbst darüber wunderte, dass ihm so viel gelungen sei, dann wies er auf einen wesentlichen Aspekt seiner Konzepte zurück, nämlich auf die lebenslange Bedeutung der Umwelt. Er hob hervor, dass er selbst ein Beispiel für die Bedeutung der Umwelt sei. Dann kamen seine Eltern ins Spiel, die guten Schulbedingungen, einschließlich seiner Schulfreunde, und dann natürlich Hilla, der er so viel verdanke, wörtlich: „Sie hat mich umsorgt und alles von mir ferngehalten, was mich hätte stören können.“ Dann betonte er die „Mannschaft“ seines Instituts, dabei auf die Fotomontage zeigend, auf der Herr Rhode so viele, fast alle versammelt hat. Er freute sich sehr über die Würdigung, die ihm Andreas Plagemann in seinem letzten Leopoldina-Vortrag zukommen ließ.

Und dann konnte ich immer wieder erleben, wie wichtig ihm Peter wurde; war er im Urlaub, befürchtete er, ihm könnte etwas zustoßen und er müsste ohne seine Fürsorge zurechtkommen. Er befand sich in einer, so empfand ich das, wohlthuenden Abhängigkeit von ihm und wurde nie enttäuscht.

Ja, er hatte schon – und dies über das ganze Leben – eine schöne, ihn stützende Umgebung; um sein Institut, um seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter konnte man ihn schon beneiden. Er hörte nicht auf, Woche für Woche diese, seine eigene Theorie unterstützende, Lebenserfahrung zu wiederholen.

Er bat mich auch, bei einer Gelegenheit wie der heutigen, das Heim, seine letzte Wohnstätte, und die Mit-

THEMA:

Bewältigung von Differenzen in und zwischen kulturellen und sozialen Systemen

(6. Humanontogenetische Tagung am 9. und 10. September 2016)

Differenzen als Entwicklungspotential

Karl-Friedrich Wessel

1. Einleitung

Mit unserer Tagung beabsichtigen wir einen kleinen Beitrag zur gegenwärtigen Diskussion um die Migration zu leisten, dies allerdings ohne vordergründig auf die Vielzahl der politischen Probleme einzugehen. Die Beiträge berühren sehr unterschiedliche Phänomene und umreißen ein großes Spektrum der gegenwärtigen Diskussion. Mit meinem Beitrag möchte ich nur auf die Differenzen eingehen, die sich aus den unterschiedlichen Entwicklungsbedingungen der Menschen ergeben.

Die Einheit des Menschengeschlechts vorausgesetzt, ist der Unterschied das treibende Element in der Existenz und Entwicklung der Gattung Mensch. In der Differenz von Gattung und Individuum liegen die Probleme, die uns bewegen. Woher der Mensch auch kommt, er gehört zu unserer Gattung und er ist nicht nur verschieden auf Grund seiner Individualität, sondern auch auf Grund seiner Entwicklungsbedingungen, die verschieden von den unseren sind. Diese Verschiedenheit unter der Voraussetzung der Zugehörigkeit zum Gattungswesen Mensch anzuerkennen, fällt besonderes denen schwer, die ihre Verschiedenheit innerhalb der Gattung nicht verstehen können und wollen.

Einigen Problemen auf die Spur zu kommen, das sollte unser Anliegen sein, zumal ja ein wichtiger Ansatz immer die Humanontogenetik ist, also die Beachtung der Entwicklungsphänomene, die mit der Ontogenese im Zusammenhang stehen.

Ich möchte in diesem Zusammenhang den Hinweis nicht vergessen, dass wir bereits 1991 in einer Sommer-schule mit dem Titel „Wissenschaftsphilosophie/ Wissenschaftsgeschichte – Humanontogenese – Migration – Evolution“ auf die Problematik eingegangen sind (Wessel, Naumann & Lehmann 1993).

2. Was ist mit Differenz gemeint?

Mit der Differenz sind die Unterschiede zwischen den Menschen gemeint, sowohl die erkennbaren, sichtbaren als auch die verborgenen. Die Menge der verborgenen Unterschiede ist erheblich umfassender als die unmittelbar erkennbaren. Beruhigend wirkt auf viele Menschen die Gleichheit, die zumeist sehr oberflächlich ist. Individuen können sich in Menschengruppen als gleich betrachten, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Zumeist hält dann ein Merkmal, z. B. die gleiche Sprache, für die vermeintliche Gleichheit her.

Vergessen werden sollte aber nicht, dass Vergleiche von Individuen ganz unterschiedlich vorgenommen werden und dies oft subjektiv sehr verzerrt der realen Lage gegenüber. Ganz wesentliche Unterscheidungen, z.B. durch die Religionszugehörigkeit, können auf Grund der eigenen Zugehörigkeit unterdrückt werden und Unterschiede formuliert werden, die gar nicht existieren, z. B. die Anderen als Konkurrenten, obwohl sie keine sind.

Der Andere kann immer ohne viele Umstände mit Ursachen für die eigene Lage belastet werden. Es ist etwas völlig anderes, ob ich einen Flüchtling als Opfer von Krieg bewerte oder als Konkurrenten für eigene Absichten oder Lagen oder Interessen. Im ersten Fall wird der Anlass für das Flüchten einbezogen im zweiten steht das eigene Wohlergehen im Mittelpunkt. Die jeweiligen Konstruktionen haben zwar immer eine bestimmte Situation zum Anlass, aber eine reale Einschätzung muss die Situation und die Ursachen für diese mit einbeziehen.

Die Subjektivität der Beobachtung ist stets zu beachten, aber auch die Möglichkeit, diese den realen Gegebenheiten anzupassen. Zumal hinzukommt, dass die Beobachtung immer auf sich verändernde Zustände eingehen muss. Die Veränderung, die in der Bewertung vorgenommen

wird, zeigt sich nicht nur in der objektiven Lage, Zahl der Flüchtlinge z. B., sondern auch in der veränderten Wahrnehmung, die zudem von der sozialen Umwelt gelenkt und gesteuert wird. In diesem Prozess werden nicht selten Phänomene zu Ursachen gemacht, die gar nichts mit dem beobachtbaren Fall zu tun haben. Und nicht selten werden auch Folgen von Ursachen gesehen, die miteinander gar nicht im Zusammenhang stehen.

Vorurteile, negative wie positive, werden übrigens schon geprägt, bevor Ereignisse eintreffen, die mit Vorurteilen belegt werden. Es ist einfach oberflächlich zu sagen, die Ostdeutschen wären fremdenfeindlicher als die Westdeutschen, weil sie weniger mit Fremden in Verbindung gekommen wären. Dieser Kausalzusammenhang existiert nicht. Ein „offener“ Mensch kann dem Fremden gegenüber verschlossen oder offen sein, ganz in Anhängigkeit von seinem Menschenbild. Er hat zudem gelernt, erst den Menschen kennenzulernen und dann zu urteilen. Da gibt es keine Unterschiede zwischen Ost und West, sondern nur zwischen gebildet und ungebildet, zwischen bedacht und unbedacht, zwischen guter eigener Lage und schlechter eigener Lage. Bedrohte Existenz ist immer anfälliger als unbedrohte Existenz und führt häufig zu ungerechten Beurteilungen.

Eine der vielen Herausforderungen besteht darin, zwischen zwei Formen von Unterschieden zu unterscheiden. Diese zwei Formen sind erstens solche, die gegenüber der Entwicklung gleichgültig sind, wie z. B. Hautfarbe, Größe u.a., und zweitens solche, wie Lebensart, Sprache, Kultur, Kunst, Mode, Eßgewohnheiten usw., die für die Entwicklung keinesfalls gleichgültig sind. Interessant sind dabei insbesondere solche, in denen sich der Andere und das Andere vermischen.

Als Beispiel eine berühmte Aussage von A. Hitler zur Eröffnung der ebenso berühmten Ausstellung zur entarteten Kunst in München im Jahre 1937. Ich wähle übrigens dieses extreme Beispiel, welches mit dem Namen Hitlers verbunden ist, zugegeben eines unangenehmen Namens, weil es ihm gelang, eine ganze Volksgruppe auszugrenzen, zu diffamieren mit dem bekannten Ziel der Vernichtung und der damalige Protest des deutschen Volkes verhalten war. Ohne Zweifel haben wir daraus gelernt, ich hoffe es sehr, aber es war ein wirkliches Ereignis in der Geschichte des deutschen Volkes:

„Das Judentum verstand es, besonders unter Ausnutzung seiner Stellung in der Presse, mit Hilfe der sogenannten Kunstkritik nicht nur die natürlichen Auffassungen über das Wesen und die Aufgaben der Kunst sowie deren Zweck allmählich zu verwirren, sondern überhaupt das allgemeine gesunde Empfinden auf diesem Gebiete zu zerstören.“ (Hitler 1937, S. 20/1992, S. 378)

Dieses Beispiel scheint weit hergeholt, historisch schon, und ist dennoch hoch aktuell. Wenn heute das Wort „völkisch“ wieder in den Mund genommen wird, nicht widerspruchlos selbstverständlich, dann müssen solche Bezugnahmen erlaubt sein.

In der gegenwärtigen Situation gibt es überhaupt keine Gefahr, dass deutsche Kultur (höchstens ostdeutsche) verlorengehen könnte. Nein, ich schränke ein, die Gefahr gibt es schon, aber nicht durch die Flüchtlinge und Emigranten. Diese nehmen schon viel eher als angenommen die Kultur, die in unserem Lande existiert, auf und helfen sie verbreiten. In diesem Prozess hat Kultur sich zu beweisen. Es gilt im Moment wohl viel eher, die Lage zu benutzen, um Kultur zu stärken, auch mit der Unterstützung der „Flüchtlinge“, denn eine gute Verbreitung der Kultur ist der beste Antreiber ihrer eigenen Entwicklung und Besinnung.

Ein anderes Phänomen ist schwerer zu beherrschen. Viele Moslems sind unbeeindruckt von der Aufklärung nie mit ihr in Verbindung gekommen, viele Christen haben sich immerhin mit ihr auseinandersetzen müssen, mit welchen Folgen auch immer. Toleranz prägt diesbezüglich unsere Gesellschaft, wenn auch keinesfalls widerspruchlos, das eine oder das andere wird ertragen oder auch kaschiert.

3. Die Schwierigkeiten mit der Individualität

Den bisherigen Betrachtungen haftet eine bestimmte Oberflächlichkeit an, wir sollten sie nicht übersehen, aber die Gründe für Distanz und Ablehnung des Anderen, und damit auch für die Fremdenfeindlichkeit, liegen tiefer.

Konrad Lorenz (1903-1989) schrieb 1983 das Buch „Der Abbau des Menschlichen“. Mit vielen guten Argumenten belegte er seine Annahme vom Verlust des Menschlichen in der gegenwärtigen Gesellschaft. Rupert Riedl (1925-2005) hielt 1988 mit dem Titel „Der Wiederaufbau des Menschlichen“ mit ebenso vielen guten Argumenten dagegen. Während der eine auf die Gefahr des Verlustes aufmerksam macht, die die Gesellschaft bedrohen, verbreitet der andere Hoffnungen für die Erhaltung der Gesellschaft. Wenn zwei so bekannte Persönlichkeiten sich so intensiv Sorgen um die Erhaltung der menschlichen Kultur machen, ist eine Gefahr für diese nicht zu leugnen. Sie wird von vielen geteilt und in unzähligen weiteren Werken thematisiert. Diese Auseinandersetzung zwischen Kulturpessimismus auf der einen Seite und der Existenzhoffnung auf der anderen Seite hat einen nicht zu leugnenden Einfluss auf die Individuen, und zwar unabhängig davon, ob sie sich damit geistig auseinandersetzen oder nicht, denn die Medien tun das Ihre, um Gefahren und Hoffnungen zu diskutieren. Der nicht wissenschaftlich reflektierende Mensch nimmt die Gefahren zur Kenntnis und ist den Hoffnungen gegenüber misstrauisch. Wird ihm suggeriert, die Fremden seien mindestens partiell daran Schuld, wird dies schnell zu einer festen Annahme und überträgt sich auf die einfachsten Verhältnisse; gibt es z. B. keinen Arzttermin, ist der Fremde daran schuld. Ähnliche Zusammenhänge können beliebig erfunden bzw. behauptet werden.

Abgesehen davon, dass schon auf dieser Ebene eine Aufklärung Not tut, die sehr differenziert auf die Nöte und Sorgen der Menschen eingeht und den Individuen auch zumutet, selbständig denkend mit veränderten Gefahren umzugehen, ist viel Sorgfalt angebracht, um einseitigen Argumenten zu begegnen. Veränderungen enthalten immer Gefahren; entscheidend aber ist der Umgang mit ihnen, und zwar ausgehend von den Individuen, die als selbständig Denkende angenommen werden müssen, auch dann, wenn sie dies nicht sind. Nicht selten ist es erforderlich, althergebrachte Konventionen zu hinterfragen und neue zu erzeugen. Es sollte nie vergessen werden, dass das menschliche Individuum Konventionen benötigt, um überhaupt handeln zu können. Die Konventionen gehören derart zum Individuum, dass es diese als zu sich gehörend akzeptiert, sie zum Teil bewusst überhaupt nicht wahrnimmt. Das allerdings ist ein Prozess, der für unmittelbares Reagieren ungeeignet ist, sollte aber dennoch nie übersehen werden, denn Veränderungen in der Gesellschaft vollziehen sich mit immer größerem Tempo. Und präventiv ist die Öffnung des Menschen für zukünftige, unerwartete Zustände allemal.

In einem unveröffentlichten Manuskript macht Thomas Wilde auf einen Fakt aufmerksam, der in diesem Zusammenhang nicht vergessen werden darf und die Individualität in ganz besonderer Weise unterstreicht. Er verweist auf die Folgen der Aufhebung der Intimsphäre des Individuums:

„Die Verneinung dieser Sphäre weist das Gesonderte, das für sich Stehende, nicht Öffentliche zurück, liquidiert damit eine zentrale anthropologische Konstante, ohne die der Mensch nicht ‚wertvoll‘ leben kann, nämlich das fundamentale Bedürfnis nach Distanz. Ihre Eliminierung destruiert alle Privatheit, reduziert den Menschen auf eine Figur, einen Erfüllungsgehilfen, auf einen willigen Vollstrecker; gesellschaftliche Ursuppe ist das totalitäre Resultat.“ (Wilde 2014, S. 5)

Wird diese Privatheit verletzt, in welcher Form auch immer, reagiert das Individuum darauf in sehr unterschiedlicher Form. Dies wiederum hängt sowohl von seiner Umwelt als auch von seiner Entwicklung in der Ontogenese ab. Ein Individuum, welches keinerlei Probleme mit der Verteidigung seiner Individualität hat, mit anderen Worten souverän ist, wird ganz anders reagieren als ein Individuum, welches sich durch den /durch die Anderen bedroht fühlt.

Die Beachtung der Individualität hat in unserem Kontext mindestens zwei Seiten.

Erstens geht es um das Individuum, welches den Fremden wahrnimmt, also als Einheimischer fühlt. Dieses Individuum fühlt sich zu Hause, ist zu Hause, die gewohnte Umgebung in allen Facetten gehört zu ihm, es ist seine Umgebung, es ist gewohnt, sie mit ihrgleichen zu teilen, aber nicht als selbstverständlich mit den neuen Anderen. Es muss einen Lernprozess vollziehen, auch das Teilen lernen, was ohnehin nicht ihm gehört, aber worauf

plötzlich auch andere als die aus der gewohnten Umgebung Anspruch erheben, also z. B. auf die Zeit des Arztes. Nun ist selbstverständlich, dass die Individuen sehr unterschiedlich reagieren und dies nicht nur auf Grund ihrer Ontogenese, sondern auch auf Grund des Standes in ihrer gewohnten Umgebung bzw. Gemeinschaft. Das ist natürlich ein sehr heterogener Zustand, den wiederum unterschiedliche Interessengruppen in Anspruch nehmen. Ein jeder weiß um die Schwierigkeiten, die sich daraus ergeben. Wer sich seiner selbst nicht sicher ist, verhält sich zu Fremden nicht souverän.

Zweitens geht es um die Individuen, die als Emigranten ins Land kommen. Sie kommen mit einer Individualität, die den Einheimischen fremd sein muss. Dies kann Ablehnung, aber auch positive Neugier hervor rufen. Beachten sollten allerdings die Einheimischen, dass es viel schwieriger ist, sich mit den neuen Zuständen anzufreunden, die ja unbekannt sind, für die aber auch sehr verschiedene Erwartungen vorhanden sein können. Genau besehen müsste der Einheimische den Emigranten gegenüber vielmehr Aufmerksamkeit aufbringen als umgekehrt.

Die Differenz zwischen den beiden Gruppen von Menschen ist so groß, dass es sich immer nur, Individualität unterstellt, um Annäherungen handeln kann, die einen hohen Aufwand an individueller Betreuung bedarf. Selbst ein Kind hat schon einen unwiederbringlichen Teil seiner ontogenetischen Entwicklung vollzogen, sodass es dafür keinen Ausdruck in der nunmehr fremden Sprache geben kann. Eigentlich können aus diesem Unterschied beide Gruppen, die Einheimischen und die Fremden, nur gewinnen.

Man könnte hier einfügen, dass es Reserven des denkenden Verhaltens durch Einschränkung der Vorurteile gibt. Die Geschichte vieler Völker belegt diesen Sachverhalt, allerdings scheint es nirgendwo ohne Konflikte zugegangen zu sein. Wir sollten klug genug sein, um sie zu minimieren. Differenzen sind nicht nur auszuhalten, sondern produktiv in die Entwicklung einzubringen. Was wiederum neue Differenzen hervor bringt, nämlich unter den Einheimischen und unter den Emigranten.

Die Berücksichtigung des Alters ist sehr schwierig, denn es geht im Sinne der Humanontogenese nicht um die Jahre, die ein Mensch bereits lebt, sondern auch um die Umgebung in der diese Zeit verbrachte. Diese ist, wie ein jeder weiß, keineswegs einheitlich. Die Erfahrung, die ein Individuum in einer jeweiligen Umgebung macht sind sehr verschieden und dann kann auch nicht vergessen werden, dass die gemachten Erfahrungen die Individuen sehr verschieden geprägt hat. Nicht vergessen werden darf auch, dass die Erwartungen des Individuums an die neue Umgebung sehr verschieden sind, wahrscheinlich in einem Grade, der nicht vorstellbar ist.

Möglicherweise sind nicht selten die Vorstellungen und die Erwartungen der Kinder und Jugendlichen ganz anders als die der Eltern, was durchaus zu Konflikten in den Familien führen kann und wie man weiß auch gele-

gentlich zu unüberbrückbaren Differenzen führten, die wie in einem bekannten Fall zum Tode einer jungen, an die neuen Verhältnisse sehr gut angepassten Frau führten.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich, dass sehr viel Individualität im Spiel ist und ein großer individueller Aufwand erforderlich, um Emigration wirklich im Interesse aller gelingen zu lassen.

Literatur

Hitler, Adolf 1992 [1937]. Rede bei der Eröffnung der Ausstellung Entartete Kunst im Haus der Deutschen Kunst in München. In: *Ausstellungskatalog „Entartete Kunst“ – Das Schicksal der Avantgarde im Nazi-Deutschland* (hrsg. v. Stephanie Barron). Hirmer

Verlag, München. Hier: Reprint: Entartete Kunst. Ausstellungsführer 1937 (32 S.): 257-390.

Lorenz, Konrad 1983. *Der Abbau des Menschlichen*. Piper Verlag, München: 293 S.

Riedl, Rupert 1988. *Der Wiederaufbau des Menschlichen. Wir brauchen Verträge zwischen Natur und Gesellschaft*. Piper Verlag, München: 228 S.

Wessel, Karl-Friedrich, Naumann, Frank & Lehmann, Monika (Hrsg.) 1993. *Migration*. (Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik, Band 4). Kleine Verlag, Bielefeld: 258 S.

Wilde, Thomas 2014. *Verhaltenslehre der Kälte*. Vortrag auf der 4. Humanontogenetischen Tagung zum Thema „Selbsterfahrung – Fremderfahrung“ am 12. und 13. Sept. 2014 in Berlin: 17 S. (unveröffentlicht).

Kulturelle Praktiken – gibt es eine globale Moral?

Anni Peller

Etwas über die Praktik der weiblichen Genitalbeschneidung zu hören oder zu lesen, ist unangenehm, verstörend, manchen ist es peinlich, für einige unerträglich. Als ich 1993 bei den Arbore im Süden Äthiopiens für meine erste Feldforschung ankam, wusste ich nicht, dass es so etwas überhaupt gibt. Erst nach ungefähr sechs Wochen im Feld, als ich nachmittags mit einigen Frauen und Mädchen am Fluss war, erfuhr ich von ihrem Ritual *kandiy*.

Die Arbore sind eine kleine, kuschitischsprachige Gruppe mit heute etwa 4.000 Mitgliedern. Ar bedeutet Bulle, bore ist das Land. Die Bullen des Landes leben vom Sorghumanbau und von ihren Herden. Neben zahlreichen Alltagsritualen gibt es *rite des passages* wie die Hochzeit oder die Beerdigung, die den Übergang eines Arbore in einen anderen Status markieren. Zur Hochzeit, *sud*, gehörte als fester Bestandteil die genitale Beschneidung der Braut.

Diese menschliche Handlungsweise, das Abschneiden von Teilen der Genitalien ohne dass eine medizinische Indikation vorliegt, ist auf der Verstandesebene nach der uns eigenen, westlichen Logik unmöglich zu begreifen. Deshalb unternehme ich den Versuch, mich dem Ritual auf der Ebene eines kulturellen Vergleiches zu nähern, indem ich nicht die Praktik des Beschneidens selbst untersuche, sondern die Handlungsweise anhand ihrer Zielstel-

lung interpretiere. Es ist ein Vergleich, der sich von der phänomenologischen Ebene weg hin zur funktionalen Ebene bewegt.

Menschen haben ein tiefsitzendes Bedürfnis nach Zugehörigkeit und Abgrenzung. Jede soziale Gruppe hat dafür ihr eigenes Wertesystem entwickelt und die Mitglieder empfinden ihr spezifisches, danach ausgerichtetes normkonformes Handeln als richtig, vernünftig und moralisch. Dafür, dass sie sich an ihre gesellschaftlichen Normen halten, werden sie belohnt. Soziale Normen, wie es die weibliche Genitalbeschneidung in den praktizierenden Gesellschaften darstellt, sind deshalb von den meisten Gesellschaftsmitgliedern akzeptierte und vertretene Vorstellungen und Handlungsmaximen, d.h. für sie bedeutet die Durchführung der Beschneidung moralisch zu handeln. Darüber hinaus ist es eine alternativlose, nicht verhandelbare Verpflichtung.

Sind kulturspezifische Verfahrensweisen fremder Völker mit Blut und Schmerz verbunden, werden sie in der westlichen Welt oft als unzivilisiert oder absurd abgetan. Anstatt sachlich zu informieren, stellen Medien lieber den Schock- und Horroraspekt dieser schmerzhaften Körperpraktiken in den Vordergrund. Mit unerträglichen Bildern und Tönen¹ sprengen sie jedes Maß und missbrauchen die Gefühle der Betroffenen ebenso wie die des Zuhörers oder

Zuschauers.² Tendenziöse Ausdrucksweisen wie „Opfer von Verstümmlungen“ oder „grausame Schicksale“ sind Indizien dafür, dass hier keine offene Diskussion gesucht, sondern stattdessen eine vorgefertigte Meinung möglichst öffentlichkeitswirksam vertreten wird. Das ist unmoralisch! Denn zurück bleibt ein schockiertes Publikum, das genauso unwissend ist wie vorher, jetzt aber in die emotionale Zwickmühle gebracht wurde, etwas dagegen unternehmen zu wollen und nicht zu können.

Die Arbore haben zahlreiche mit Schmerz verbundenen Praktiken, die zwar Unterschiedliches aussagen, denen jedoch allen gemein ist, dass durch das Ertragen des zugefügten Schmerzes die sozialen Chancen des Individuums verbessert werden. Die Fähigkeit, Schmerz zu ertragen, macht ein Individuum attraktiver. Einige ihrer Verfahren dienen der Schönheit, wie das langwierige Pressen der Daumen gegen den Oberkiefer, um einen Überbiss zu erhalten, oder das Vergrößern der Zahnücke zwischen den beiden oberen Frontschneidezähnen mittels eines Keils, der mit einem Schlagwerkzeug die bestehende Lücke aufweitet. Loyalität und Stärke zeigen die Mädchen, wenn sie sich beim nächtlichen Tanz von den Jungen mit einer Rute auf die Waden schlagen lassen, dabei keinen Schmerzenslaut von sich geben und wieder und wieder im Tanz zu dem Auserwählten zurückkehren. Ein Mann, der einen Feind getötet hat, wird mit symmetrischen Schnitten über die ganze Brust als Held markiert und nur durch die Beschneidung während des ersten Hochzeitsrituals konnte die Braut beweisen, dass sie würdig ist, geheiratet zu werden.

Die Arbore werten und interpretieren ihre schmerzbehafteten Verfahren ganz anders als wir. Sie werten Methoden wie das Übergangsritual der weiblichen Genitalbeschneidung oder rituelles Schlagen für sich als normal und notwendig. Auf diese Art – und nur so – werden Identitäten ausreichend und schlüssig markiert. Wir hingegen haben dem Schmerz den Kampf angesagt. Schmerz wird bei uns als etwas betrachtet, was aus dem Leben verbannt werden muss. Wir verbinden ein schmerzfreies Leben mit Begriffen der Menschlichkeit und Zivilisation. Mit dieser Einstellung verbunden führen wir in Europa unter Europäern eine Diskussion über schmerzhaftes „Stammesrituale“ mit europäischen Wertmaßstäben, die den Betroffenen selbst fremd sind. Kulturspezifische Verhaltensweisen wie rituelles Schlagen oder Genitalbeschneidungen packen wir in die eurozentristische Schublade „primitive Gewalt und Verstümmelung“. Damit unterstellen wir, dass Generationen von Afrikanern grausam und verantwortungslos handeln.³ Als Konsequenz bleibt dann auch nur, die Akteure in Kategorien von Tätern und Opfern zu betrachten. Den Betroffenen selbst sind diese abwertenden und bedingungslos übertragenen Wertmaßstäbe unverständlich. Deshalb ist es zwingend notwendig, uns zuerst von unseren euro-amerikanisch geprägten Wertvorstellungen zu lösen und die Beweggründe der Betroffenen nicht durch das eigene fremde Vorstellungsgefüge zu

betrachten, wenn wir auf dem Gebiet der schmerzbehafteten kulturellen Praktiken arbeiten wollen. Selbstverständlich steht es für eine Deutsche ganz außer Frage, dass sie ihren Anstand und ihre Loyalität durch ein gezielt provoziertes Sich-Schlagen-Lassen unter Beweis stellt. Dies entspräche weder ihren Wertvorstellungen noch denen eines deutschen Mannes. In unserer Gesellschaft existieren andere Verhaltensweisen, über die Moral symbolisiert ausgedrückt wird. Mit diesen Normen und Werten sind wir aufgewachsen und erkennen sie durch konformes Handeln auch an. Sofern wir aber die Ebene unseres europäischen Wertesystems nicht auch gleichzeitig überschreiten, sind kulturelle Verfahren wie rituelles Schlagen oder Genitalbeschneidung nicht argumentierbar. Ganz fraglos besteht hier ein Bedarf an einem Dialog zwischen den Kulturen.

Es geht also um die Frage, ob Beschneidung und Moral miteinander vereinbar sind. Aber mit welcher Moral? „Jeder hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit; [...] sowie die Freiheit, seine Religion oder seine Weltanschauung allein oder in Gemeinschaft mit anderen, öffentlich oder privat durch Lehre, Ausübung, Gottesdienst und Kulthandlungen zu bekennen.“ (UN Resolution 1948, §18). Die Banjul Charta der OAU Staaten von 1982 definiert in §17: „Es gehört zu den Pflichten des Staates, die Sittlichkeit und traditionellen Werte einer Gemeinschaft zu fördern und zu schützen“. Diese als allgemeingültig formulierten Rechte aller Menschen implizieren, dass das, was Menschen als mit ihrem Glauben und Gewissen vereinbares Handeln betrachten, individuell bzw. gruppenbezogen unterschiedlich ist. Eine globale Moral kann es also gar nicht geben. Allerdings ist solch ein kulturpolitischer Relativismus in der öffentlichen Debatte nicht gerade erwünscht oder „nicht salonfähig“ (Fisch 1989, 132). Aufgrund der Universalität der Menschenrechte wird eine universelle Moral impliziert⁴: „Frauen dürfen nicht geschlagen werden“. Diese Regel würden die Hamar, Nachbarn der Arbore, nicht verstehen, denn die Mädchen provozieren ganz gezielt beim Tanz die Jungen, damit sie mit Ruten auf den Rücken geschlagen werden. Damit beweisen sie ihre Stärke und somit ihren Wert. Die lebenslangen tiefen Narben dieser Schläge tragen sie mit Stolz.

Jede spezifische Ansicht zu einem bestimmten gesellschaftlichen Thema, beispielsweise was als attraktiv oder als loyales Handeln angesehen wird, wird innerhalb der diese Ansichten vertretenden Gruppe als universell gültig angenommen und in der Regel auch nicht in Frage gestellt. Moral ist wie ein vergessener Kompass in der Handtasche, nach dem wir unser Leben ausrichten. Wir kennen die Marschroute, auch ohne dass wir ständig innehalten und darauf schauen müssen, in welche Richtung die Nadel weist. Und wir gehen unseren Weg, ohne dass wir immerzu darüber reden und uns vergewissern müssen, ob die eingeschlagene Richtung auch richtig ist. Wir erinnern uns an diesen weggepackten Kompass erst, wenn

wir bewusst in die falsche Richtung gehen (gegen Regeln verstoßen) oder wenn wir andere dabei beobachten und feststellen, dass sie in eine andere Richtung laufen als in die, in welche unser moralischer Kompass zeigt. Letzteres ist umso komplizierter, wenn die Fremden ihr für uns unmoralisches Handeln als vollkommen normal und moralisch einstufen. Auch wenn es keine globale Moral geben kann, erhebt doch jede Moral, die sich selbst ernst nimmt, den Anspruch auf Universalität. Das birgt Konflikte in sich, nicht zuletzt deshalb, weil in der Natur des Menschen liegt, die Moral der Gesellschaft, in der er lebt, unreflektiert für richtig, vernünftig und universell gültig zu halten und im Umkehrschluss die der anderen, wenn sie denn der seinen widerspricht, als schlecht und falsch.

Das anerzogene, im Laufe der Sozialisation im guten Glauben angenommene Wertesystem erfüllt den Zweck, die Gemeinschaft zu erhalten, solange sich diese nicht wesentlich ändert. In Phasen des gesellschaftlichen Wandels weisen die Wertvorstellungen allerdings einen reaktionären Charakter auf. Häufig ändern sich Einstellungen nicht so schnell, wie es ein gesellschaftlicher Wandel erfordert. Dann wird die Moral zu einer klar definierten und ausgesprochenen Instanz der Abwehrposition. „[...] durch kulturelle Traditionen festgelegte Normen menschlichen Verhaltens erweisen sich in vielen Fällen als zu ‚konservativ‘, um sich den rasend schnellen Veränderungen des modernen Milieus anpassen zu können“ (Lorenz 1973, 143f.). Diese Diskrepanz der Geschwindigkeiten führt zu einem Unbehagen in der Kultur und auch zu einem Unbehagen zwischen den Kulturen.⁵

Die Frage ist also, ob die Praktik der weiblichen Genitalbeschneidung unmoralisch ist oder nicht. Das ist, wie gesagt, (auch) eine Frage des Blickwinkels. Die Antwort aus der Perspektive der wirklich Betroffenen ist ein „Ja“, es ist moralisches Handeln. Aus meiner Sicht ist die Praktik nicht vernünftig, da sie medizinisch unnötig, risikoreich, schmerzhaft und irreversibel ist. Aus der Sicht der Betroffenen ist sie jedoch durchaus etwas, was folgerichtig, also vernünftig ist. Es dient dem sozialen Wohlergehen und wird genau deshalb praktiziert, weil es eine schmerzhaft körperliche Einschreibung ist, die irreversibel ist und im Gedächtnis bleibt. Es ist die symbolische Übersetzung ihrer spezifischen Wertvorstellungen. Und ebenso, wie verschiedene Moralansichten nicht mit gut oder schlecht bewertet werden sollten, sollte die Praktik der weiblichen Genitalbeschneidung auch nur als eigen oder fremd bezeichnet werden.

Wie gehe ich nun mit dem Thema der weiblichen Genitalbeschneidung um? Betreibe ich Ursachenforschung, kläre ich auf, was kläre ich auf, habe ich das Recht mich einzumischen, zu verurteilen? Abwertung, Vorverurteilung, finanzieller Druck oder Verbote werden wenig an der Einstellung der Akteure zu ihren Regeln und Praktiken ändern und schon gar keine nachhaltige Änderung herbeiführen. Im Gegenteil, durch den ausgeübten Druck steht zu befürchten, dass eine Verschärfung der Situation

eintritt, weil die Betroffenen – nicht ganz unberechtigt – den Verlust ihrer Kultur befürchten und dem möglicherweise durch eine Verschärfung ihrer Regeln versuchen entgegenzuwirken. Aufklärung im Sinne medizinisch vernünftiger Argumente ist wahrscheinlich auch nicht zielführend, weil die Praktik in den Augen der Betroffenen ja durchaus vernünftig ist und der gesundheitliche Zustand einer beschnittenen Frau die Norm darstellt. Westlich geprägte Aufklärungsmethoden nach neuesten Bildungsstandards haben auch nicht zwingend Erfolg. Ihnen mangelt es an kultursensiblen und somit überzeugenden Argumenten für die primäre Zielgruppe und dies hat Konsequenzen für den Erfolg dieser Kampagnen.⁶ Darüber hinaus ist es schwierig, sich nur einen Aspekt, eine einzelne Norm aus der Gesamtheit der gesellschaftlichen Wertvorstellungen herauszupicken und zu diskutieren. Moral stützt sich immer auf ein eng miteinander verwobenes Geflecht sozialer Normen – es ist ein Wertesystem. Dieses Netzwerk folgt einer inhärenten Logik und oft ist es so, dass die Zahnräder nicht mehr ineinandergreifen, wenn man nur ein einzelnes Normrädchen korrigiert.

Um es vorauszunehmen – es gibt Mittel und Wege, die eine nachhaltige und kultursensible Veränderung herbeiführen können. Voraussetzung ist, dass in den Gesellschaften die Grundbedürfnisse befriedigt sind. Im Jahr 2007 habe ich in Gambia die Arbeit einer nationalen Frauenorganisation (APGWA), die sich für die Abschaffung der weiblichen Genitalbeschneidung einsetzt, evaluiert. Die Beschneiderinnen in Gambia bestreiten den Großteil ihres Lebensunterhaltes durch die Durchführung der Beschneidung und anderer Rituale und Zeremonien. Die Vorsitzende der Organisation antwortete auf meine Frage, wie denn die Beschneiderinnen zu der Abschaffung ihres Berufes (und somit ihrer Einnahmequelle) stehen mit: „Die Menschen akzeptieren alles, sagen zu allem ja, solange sie zu Essen, zu Trinken und ein Honorar bekommen.“ Um es mit Brechts Worten zu sagen: „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“. Erst wenn die Befriedigung der Grundbedürfnisse gesichert ist, sind wir willens und in der Lage, uns um die Moral zu scheren.

Vielleicht sollte ich die Eingangsfrage, ob es eine globale Moral gibt, umformulieren. Es ist eine Gretchenfrage. „Nun sag, wie hast du's mit der Moral?“ Ich winde mich wie Faust. Nicht weil ich der Moral abgeschworen hätte, sondern weil es keine bequeme Antwort gibt. „Will niemand sein Gefühl und seine Werte rauben.“ ist nur ein Auftakt für die Beantwortung. Wie gehe ich mit den kulturell verschiedenen und sich widersprechenden Moralvorstellungen um? Wenn ich in Arbore bin, mit den Menschen rede, arbeite, praktisch ihre Wege mitgehe, erinnere ich mich oft an eine Beschreibung der Ethnologin Elenore S. Bowen über ihre Wahrnehmung des Lebens der Tiv (Nigeria). Sie schreibt rückblickend: „Es war nicht [...] die Gefühllosigkeit eines einzelnen Herzens, sondern [...] einer ganzen Kultur, ein Schutz gegen den Schmerz, der ertragen werden mußte. Wie ihre bloßen hornhäu-

tigen Füße. Ich konnte nicht dort gehen, wo sie gingen. [...] was sein muß, kann auch ausgehalten werden. Von all den Leuten dort wußte nur ich allein, daß es nicht sein mußte.“

Wir wissen, dass die Arbore nicht Weg der Beschneidung gehen mussten, um ihre Heiratswürdigkeit zu beweisen. Genauso wie wir wissen, dass keine Silvesterrakete böse Geister vertreiben kann und das kommende Jahr auch nur einen Deut besser macht. Solch eine Ratio hilft mir zwar bei der Positionierung, hat jedoch, in meinem Falle, zu keinem abschließenden Ergebnis geführt. Akzeptiere ich aus Respekt vor der fremden Kultur ihre Wertvorstellungen bedingungslos oder werte ich nach meinen eigenen Vorstellungen die Beschneidung offen als sinnfrei zugefügten Schmerz ab? Unsicherheit und widersprüchliche Emotionen behindern mich in meiner Meinungsbildung. Die Ratio ist zwar ein Anfang, wirkt aber eher kontraproduktiv bei der Diskussion mit den Betroffenen. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. Dennoch fühle mich verpflichtet – und dies ist die emotionale Schiene, aus der ich nicht herauskomme – mit den Menschen, die mir so nahe sind, darüber zu sprechen und zu diskutieren. Es ist ein Dialog, der beidseitige Akzeptanz voraussetzt, ebenso wie Zuhören und das Erkennen und Akzeptieren von Grenzen. Solch ein Dialog kann eine Veränderung in den Wertvorstellungen hervorrufen, denn Traditionen und Rituale, über welche die kulturspezifischen Wertvorstellungen ausgedrückt werden, sind nichts Statisches. Sie unterliegen dem sozialen Wandel. Insbesondere heute, im Zeitalter der Globalisierung, wo Entfernungen kaum noch eine Rolle spielen und wir beinahe unbegrenzt Zugang zu jeglichen Informationen haben, erfahren wir permanent Neues über Fremde, vergleichen und werten. Diesen Informationen und den damit ausgelösten Emotionen können wir uns ebensowenig verschließen wie unser Gegenüber.

Die Chance liegt in der Modifizierung des Rituals, nicht in seiner Eliminierung. Beispielsweise kann ein funktioneller Ersatz zum Schneiden entwickelt werden. In Kenia wird seit der Mitte der 90er Jahre ein Ersatzritual angeboten und auch von zahlreichen Menschen akzeptiert, welches „Beschneidung durch Worte“ heißt. Auch in Arbore wurde, nach weit mehr als einem Jahrzehnt des Dialogs, am 20. Oktober 2013 auf einer großen Veranstaltung im Beisein der lokalen Medien das Schneiden während des Hochzeitsrituals offiziell abgeschafft. Anstelle der Klitoris wird nun die Ohrspitze einer Ziege aus dem Brautpreis abgeschnitten.

Anmerkungen

- 1 Beispielsweise ML Mona Lisa, Sendung vom 5. Oktober 1997
- 2 Augstein, Jakob. Bilder von toten syrischen Kindern. Die Krise des Mitleids URL: <http://www.spiegel.de/politik/ausland/syrien-die-bilder-von-toten-kindern-und-die-krise-des-mitleids-kolumne-a-1114489.html>. (Stand 29.09.2016)

- 3 Hierzu eine Bemerkung am Rande: Der Internationale Strafgerichtshof (IStGh) in Den Haag, das „Weltgericht“, hat bisher in 10 Fälle ermittelt (situation under investigation). Es wurden / werden Straftaten aus der Zentralafrikanischen Republik (2 Fälle), Libyen, Mali, der Elfenbeinküste, Kenia, Sudan, Uganda, der Demokratischen Republik Kongo und Georgien untersucht. Das heißt, lediglich ein Fall, in dem das Gericht ermittelt(e), bezieht sich auf ein Land außerhalb Afrikas. 90% der bisherigen Ermittlungen betreffen Verbrechen, die in afrikanischen Konflikten begangen wurden. Es werden Stimmen laut, die vermuten, dass der IStGh sich nicht so sehr für Straftaten aus den einflussreicheren westlichen Gesellschaften interessiert und sehen eine Ursache für dieses Ungleichgewicht auch in der konfliktreichen Kolonialvergangenheit. <https://www.icc-cpi.int/Pages/Situations.aspx> (Stand 14.10.2016)
- 4 Bei den Versuchen, die Menschenrechte auf Grundlage der Annahme einer globalen Moral umzusetzen, scheint der Vorwurf eines westlichen Kulturimperialismus begründet. Wir maßen uns sogar an, Menschenrechte je nach Situation und Bedarf zu gewichten. Bischof Huber beispielsweise stellte in der „Kopftuchdebatte“ das Recht auf Gleichberechtigung über das Recht auf Religionsfreiheit (Berliner Zeitung 6.10.2003, 21). Ob das Tragen eines Kopftuches wirklich ein Zeichen für mangelnde Gleichstellung von Mann und Frau darstellt, ist darüber hinaus fraglich.
- 5 Vgl. auch Popper 1994
- 6 Ein Beispiel dazu aus einer Studie, die im ägyptischen Landesbericht auf dem WHO-Seminar in Khartoum vorgestellt wurde: In einem ägyptischen Zentrum für Familienplanung ließen sich Frauen von speziell ausgebildeten Krankenschwestern zu Themen der Familienplanung und Gesundheit, was die Praktik der weiblichen Genitalbeschneidung mit einschließt, beraten. Die Krankenschwestern wurden mit westlichen Methoden und Programmen ausgebildet. Die Studie zeigte auf, dass die Krankenschwestern ihre eigenen Töchter zu genau dem gleichen Prozentsatz beschneiden ließen, wie die Frauen aus der Normalbevölkerung, das heißt, die speziell ausgebildeten Krankenschwestern ignorierten selbst die von ihnen vermittelten Informationen zur Gesundheitsbeeinträchtigung durch die Beschneidung. (Hosken 1980: 35 und 1996(2): 44)

Literatur

- Bowen, Elenore S.** 1984. *Rückkehr zum Lachen*. Berlin, Dietrich Reimer Verlag.
- Dirie, Waris** 1998. *Wüstenblume*. München, Schneekluth.
- Fisch, Jörg** 1989. Der handelnde Beobachter. Francois Valentyns Schwierigkeiten mit dem asiatischen Charakter. *Zeitschrift für historische Forschung*, Beiheft 7. **Hans Joachim König, Wolfgang Reinhard, Reinhardt Wend** (Hrsg.). *Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen. Zur Problematik der Wirklichkeits- erfahrung*. Berlin, Duncker & Humblot. 119-134.
- Hosken, Fran P.** (Hrsg.). *Women's International Network News (WIN News)*. 1980(2). 35.
- Hosken, Fran P.** (Hrsg.). *Women's International Network News (WIN News)*. 1996(2).44.
- Lorenz, Konrad** 1973. *Die Rückseite des Spiegels. Versuch einer Naturgeschichte des menschlichen Erkennens*. München, Zürich, Piper.
- Popper, Karl R.** 1994. *Objektive Erkenntnis. Ein evolutionärer Entwurf*. Hamburg, Hoffmann & Lampe.
- UN** 1948. *Resolution der Generalversammlung 217A. Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*. Vereinte Nationen.

Interkultureller Wissenstransfer. Chinesische Gesundheitspraktiken und europäische Wissenschaftskultur

Thomas Diesner

Alternative oder komplementäre Methoden in der Medizin (CAM) sind wegen ihres ganzheitlichen und meist schonenden Charakters zunehmend im Gespräch. In der Traditionellen Chinesischen Medizin (TCM) liegt zudem ein zentrales Augenmerk auf einem präventiven Ansatz. Das macht sie interessant für den humanontogenetisch Interessierten.

Ein von der Europäischen Union gefördertes Forschungsprojekt stellt fest, dass komplementäre Methoden der Medizin „[...] could contribute to meet the upcoming health care challenges in Europe.“ (CAMBRELLA). Insbesondere auf dem Gebiet der geistigen Gesundheit, angesichts von Multimorbidität im Alter oder der Entwicklung von Resistenzen könnten Methoden, wie sie in der TCM praktiziert werden, Auswege aufzeigen. In China (noch) selbstverständlicher Teil der Gesundheitsversorgung, muss sich die TCM im westlichen Kulturkreis jedoch erst behaupten. In diesem Sinne werde ich vor allem auf Potentiale der TCM hinweisen, weniger auf Schwächen, die im Vergleich mit dem biomedizinischen Ansatz natürlich bestehen.

Mit diesem Beitrag möchte ich einige Aspekte der Beziehung zwischen moderner Medizin, europäischer Wissenschaftskultur und der Traditionellen Chinesischen Medizin aufgreifen. Dies beinhaltet die Auseinandersetzung mit dem philosophischen Hintergrund Chinesischer Medizin, wie auch mit Problemen interkultureller (Wissens-)Kommunikation, die beim Übertragen kultureller Praktiken in eine andere Kultur, auftreten.

Zur Situation: In den letzten 25 Jahren ist in Europa der Bedarf an alternativen Methoden deutlich gestiegen. Einige Ärzte geben diesem Markt nach, bei vielen stoßen diese Methoden auf völlige Ablehnung. Prinzipiell ist eine gewisse Unsicherheit bezüglich alternativer bzw. komplementärer Methoden von Prävention, Therapie und Rehabilitation festzustellen, seitens der Ärzte, wie auch der Pati-

enten. Dies mag u.a. daran liegen, dass es beiden Seiten an leicht zugängigen, vertrauenswürdigen und sachkundigen Informationen fehlt. Polemische und esoterische Haltungen bestimmen weitestgehend die Sichtweisen auf diese Methoden. Dies scheint wenig verwunderlich, stellt der Gesundheitssektor doch einen immensen Markt dar, den nicht nur Pharmakonzerne, Ärzte oder Heilpraktiker für sich beanspruchen.

Forschungen zur Wirksamkeit alternativer Methoden gibt es bereits unzählige, problematisch ist oft ein qualitativ unzureichendes Forschungsdesign und eine einseitige und kontextfreie Orientierung der Forschung auf kurzfristige Effektivität der Methoden. Zudem ist der Transfer der Praktiken und Methoden in das westliche Gesundheitssystem nicht nur ungenügend reflektiert, sondern wird von anerkannten Gesundheitspraktikern auch nur wenig aktiv betrieben. Das hat zur Folge, dass die Übertragung Laien überlassen wird, die oft nur über mangelnde Kenntnisse der Ursprungskultur, der Mechanismen und Prozesse eines kulturellen Transfers und/oder gesundheitsrelevanter Aspekte verfügen. Natürlich lassen sich auch eine große Anzahl gegenteiliger Beispiele finden, doch mangelt es hier oft an interdisziplinärer Kenntnisnahme und Verbreitung der Arbeiten [Für den deutschen Sprachraum sind gegenwärtig beispielhaft die Arbeiten u.a. von Paul Unschuld (2013), Thomas Heise (1999)]. Es besteht also weiterhin Grund, sich mit der interkulturellen Beziehung, die in der Begegnung von östlicher Gesundheitspraktiken und westlicher Medizin etabliert wird, zu beschäftigen.

Ich werde mich zunächst kurz allgemeinen Aspekten der TCM zuwenden, mit einigen Überlegungen zur interkulturellen Kommunikation fortfahren und mich schließlich den Herausforderungen einer möglichen Integration zuwenden.

1. Die Traditionelle Chinesische Medizin

Bei der TCM haben wir es mit einem System zu tun, dass seine deskriptiven und normativen Konzepte aus der praktischen Erfahrung sowie aus traditionellen, philosophischen Konzepten gewonnen und über die Jahrhunderte entwickelt, verfeinert und vervollkommen hat. Darin liegen ihre Chancen und auch ihre Grenzen.

Im klassischen China finden sich vielfältige traditionelle Praktiken, die sich in Beziehung zu den Klassikern, allen voran dem Huangdi Neijing (黄帝内经), und ihren Kommentatoren verstehen. Die TCM wie sie sich heute präsentiert, hat bereits eine modernisierte und vereinheitlichte Form, die – in Auseinandersetzung mit den westlichen Wissenschaften und Medizin – dabei ist sich weiter zu entfalten. Zunehmend orientiert man sich auf Gebiete, die biochemisch nur unbefriedigend behandelbar sind, sei es aus Gründen einer zu hohen Komplexität der Krankheit oder auf Grund zivilisatorischer Ursachen, die ein sensibles (und präventives) Vorgehen sinnvoller erscheinen lassen. Die traditionelle deskriptive und normative Basis der TCM bleibt hierfür der zentrale Ausgangspunkt.

Die TCM besteht aus 5 Säulen: Akupunktur, Akupressur (Tuina), Ernährungslehre, Kräutertherapie und Bewegungstherapie (Qi Gong). Der deskriptive Rahmen ist durch die polaren Aspekte von Yin (阴) und Yang (阳) und die 5 Wandlungsphasen (Wu Xing 五行) festgelegt. In anthropologischer Hinsicht sind es vor allem die drei „Substanzen des Lebens“ (Jing 精, Qi 气, Jinye 津液) und das System der Meridiane (经络) bzw. der Funktionskreise (Porkert 1973/1991) die bedeutsam werden. Zu den Funktionskreisen zählen fünf Speicher-Funktionskreise (zang 脏) – Leber, Herz, Milz, Lunge, Niere – und fünf Durchgangs-Funktionskreise (fu 腑) – Gallenblase, Dünndarm, Magen, Dickdarm und Harnblase. Zwei zusätzliche energetische Systeme – Herz-Kreislauf und Dreifacher Erwärmer (san jiao 三焦) – erweitern diese 5 Funktionskreispaaare.

Ein augenscheinliches Merkmal zentraler Begriffe der chinesischen Philosophie, die auch die TCM bestimmen, ist deren semantische Mehrdimensionalität, sie sind „thin concepts“ (in Anlehnung an die Unterscheidung von „thick/thin description“ Ryle 1968; Geertz 1973). Wie in der chinesischen Sprache üblich, erfordert deren Interpretation eine besondere Sensitivität für den Kontext und Kenntnis der Zusammenhänge. Dies lässt sich am Begriff des Qi verdeutlichen (im Folgenden vgl. Zhang 2002, 45). Dieser kann eine universale und partikuläre Bedeutung annehmen. Unabhängig von einem kosmologischen Verständnis als elementarer Baustein für alles Bestehende (z. B. bei Zhang Zai in: Zhang 2002, 57), kann sich dieser Begriff auf die Atmung beziehen, auf Dampf, Rauch und andere gasförmige Substanzen. Die philosophische Verwendung betont den Aspekt der Bewegung. Qi ist das, was tatsächlich existiert und gleichzeitig die Mög-

lichkeit zu Werden in sich trägt. Schließlich kann Qi als Lebensprinzip angesehen werden. Als solches kann es wiederum verschiedene Funktionen ausdrücken: es kann der Abwehr dienen oder nähren, es ist mit verantwortlich für Wachstum, Fortpflanzung, Entwicklung und bezeichnet die spezifische organische Funktion. Qi ändert also seine Form in Abhängigkeit von Lokalisation und Funktion, so Maciocia (1994, 42) in seinem Lehrbuch.

In einem weit größeren Maße lässt sich das Begriffspaar von Yin und Yang nur in Bezug auf einen Kontext interpretieren. Yin und Yang sind Aspekte eines dynamischen Systems. Es handelt sich hier also nicht um einen Dualismus, sondern um eine Einheit zweier organischer Prozesse, welche in ihrer Wechselseitigkeit eine notwendige Bedingung dieser Einheit darstellen (Ames 1993, 159). Auch hier lassen sich kosmologische, soziale oder psychosomatische Ebenen unterscheiden. Die Polarität von Yin und Yang dient als eine Art Matrix der Beschreibung (Wang 2012, 83ff.) von Prozessen auf all diesen Ebenen. Im Körper führt ein Ungleichgewicht im Verhältnis dieser beiden Aspekte schließlich zu Krankheit.

Für die Diagnose eines solchen Ungleichgewichts kommen weitere qualitative Aspekte (Hitze, Kälte, Feuchtigkeit), quantitative Aspekte (Fülle/Leere) sowie Aussagen über mögliche Ursachen (extern/intern) und Tiefe (akut/chronisch) des Ungleichgewichts hinzu. Aus der vielseitigen Interpretation und Kombination der Elemente lassen sich dann eine große Anzahl an Beschreibungsmustern ableiten, so dass die etablierten Zusammenhänge diagnostische und therapeutische Relevanz entfalten können. Bezüglich der Substanzen kann es bspw. zu Mangelercheinungen (Qi-Mangel, Blut-Mangel etc.), Stagnationen und Blockaden (Qi-Stagnation, Blut-Stase, Schleim) kommen, eine Identifikation von Mustern gemäß der Acht Prinzipien kombiniert Innen/Außen, Hitze/Kälte, Fülle/Leer und Yin/Yang miteinander, so dass bspw. zwischen einer Hitze auf Grund eines Mangels (Yin) und auf Grund einer Fülle (Yang) – letzteres ist typisch für fiebrhafte Erkrankungen – unterschieden werden kann. Kombiniert mit den Funktionskreisen und den 5 Wandlungsphasen lassen sich mögliche Ätiologie und Verlauf des Ungleichgewichts bestimmen. Hitze durch einen Mangel an Yin, also Leere-Hitze, entsteht häufig aus einem Nieren-Yin-Mangel, welcher zu einem Yin-Mangel der Leber, des Herzens oder der Lunge mit deren typischen Symptomen (psychische Unruhe bei Herz-Yin-Mangel, Reizbarkeit und Kopfschmerzen bei Leber-Yin-Mangel oder trockener Husten bei einem Yin-Mangel der Lunge) führen kann (vgl. Maciocia 1994, 195). Oft können die beschriebenen Muster mit bestimmten Krankheiten der westlichen Medizin in Entsprechung gebracht werden, oft ist es jedoch so, dass einer Krankheit mehrere Muster der TCM in sich vereinen, so dass bspw. die westliche Diagnose einer depressiven Episode (F32 nach dem ICD 10) in der Chinesischen Medizin eine größere Differenzierung (je nach Ursache) und damit auch abgestimmte Therapie

erfährt (für die psychische Gesundheit vgl. besonders Maciocia 2013). Die diagnostische Praxis ist also hoch komplex und verlangt eine äußerst feine Deutung der durch die Sinne erfahrenen An-Zeichen (Zungendiagnose, Pulsdiagnose etc.).

Besonders ist sicherlich, dass biomedizinisch (noch) nicht relevante Phänomene entsprechend der Konzepte interpretiert werden können, d.h. es werden auch bereits Disharmonien beschrieben, bevor diese eine eigentliche Krankheit werden können. Hier bestünde ein großes Potential für eine präventive Gesundheitsversorgung.

Wie die Diagnose, so ist auch die Therapie ganzheitlich und verlangt eine aktive Beteiligung des Patienten am Genesungsprozess (bspw. eine Änderung des Lebensstils, wie der Ernährungs- und Bewegungsgewohnheiten). Es wird auf eine Harmonisierung aller Aspekte (nicht nur auf somatischer, sondern bspw. auch auf emotionaler Ebene) des Patienten geachtet, Schwächen werden ausgeglichen (tonisieren), Blockaden beseitigt, Selbstheilungskräfte (Immunsystem) angeregt. Besonders ist wiederum, dass auch das Gesunde „behandelt“ wird, indem man es stärkt. In der Kombination der verschiedenen Maßnahmen (Akupunktur, Tuina, Kräuter, Ernährung, Qi Gong) könnte die TCM ein großes Potential für Behandlung besonders chronischer Krankheiten darstellen.

2. Begegnung mit dem Westen: Transformation und interkulturelle Kommunikation

Um eine Vorstellung von der Geschichte der TCM in ihrer Auseinandersetzung mit der westlichen Wissenskulturskultur zu bekommen, möchte ich zumindest ein paar Ereignisse erwähnen. Der bereits erwähnte Klassiker, das Huangdi Neijing, entstand ca. 300 v. u. Z., vermutlich bereits als eine Kompilation verschiedener Überlieferungen. Erste Übersetzungen der chinesischen Klassiker in europäische Sprachen fanden frühestens in der Qing-Dynastie (1644-1912), vor allem durch jesuitische Missionare, statt. Schwierigkeiten kultursensitiver Übersetzungen lassen sich hier bereits erahnen. Der Einfluss westlicher Schriften war zu Beginn der Begegnungen zwischen West und Ost wenig ausgeprägt und führte oft eher zu einem Revival eigener kultureller Errungenschaften. Dies änderte sich nach den beiden Opiumkriegen im 19. Jahrhundert. Die militärische Technik der Westmächte erschien China zu übermächtig, was zu einer aktiven Übernahme westlicher Technologien und Wissen führte. Befördert wurde diese Dynamik durch Bewegungen und Initiativen, welche die Rückschrittlichkeit der chinesischen Kultur propagierten und die Übernahme westlicher Kulturgüter forderten [bspw. die „Bewegung des 4. Mai“ (五四运动) zwischen 1915 und 1925]. In den Jahren 1949–1975 kam es zur Transformation und

Anpassung der TCM, welche als Vermächtnis des Volkes auch fehlende Ressourcen der Gesundheitsversorgung kompensieren sollte. Seit der politischen Öffnung Chinas in den 1970er Jahren kam es schließlich auch zu einem Akupunktur-Boom in den westlichen Ländern.

Was mit diesen fragmentarischen Daten bereits deutlich wird, ist der problematische, teils konfliktbehaftete Charakter der Begegnung zwischen Ost und West. Bedeutsam werden diese besonders bei der Übersetzung und im Austausch von Wissen und kulturellen Praktiken, wie der TCM. Deutlich wird aber auch, dass die TCM kein statisches sondern dynamisches, historisch gewordenes System ist. Die Errungenschaften der TCM auf dem Gebiet der Anästhesie fanden bspw. erst in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts statt. Auch auf dem Gebiet der Augenkrankheiten kam es zu Neuerungen im Austausch mit der westlichen Medizin.

Für eine *Interkulturelle Wissenskommunikation* werden also nicht nur linguistische Aspekte der Übersetzung relevant, sondern in großem Maße philosophische, kulturelle oder pragmatische Kontexte. Dass die TCM als ein kulturspezifisches Beschreibungssystem ein holistisches System darstellt, deren Kernelemente traditionelle philosophische Konzepte bilden, sollte deutlich geworden sein. Doch auch soziale und politische Kontexte können das Gelingen einer interkulturellen Kommunikation gefährden. Der Wissenschaftshistoriker David Wright (2000) verdeutlicht dies am Beispiel der Übersetzung von Begriffen der westlichen Chemie und beschreibt verschiedene Formen, die eine Übersetzung annehmen kann. Beispielsweise kann diese im Gewand der Entdeckung, als Evangelismus, als säkulare Missionierung, öffentliches Spektakel, populären Journalismus, als Autorität oder neues Gebiet des Lernens, in Begriffen des „Überleben des Stärkeren“ und als Inspiration erscheinen. Neben den historischen Bedingungen, die eine Übersetzung prägen (Kriege, Missionare, ökonomische Interessen), spielen daher Machtverhältnisse und Statusfragen eine zentrale Rolle.

Letztlich ist Wissenschaft eine kulturelle Praxis, d.h. es sind kommunikativ-psychologische (Relevanz non-verbaler Kommunikation, Äquivalenz der kommunikativen Beziehung) und kulturelle Aspekte [Wissensstile „styles of knowing“ (Hsu 1999), Gebrauch von Konzepten, die Art und Weise der Lehre und Weitergabe] zu berücksichtigen. Es ist somit wichtig, nicht allein linguistischer und philosophischer Exegese zu vertrauen und etwas zu nutzen, was in der Ethnologie als teilnehmende Beobachtung oder teilnehmende Erfahrung („participant experience“, Hsu 1999) bekannt ist.

3. Integration und Forschungsbedarf

Bezogen auf die TCM und das ihr zu Grunde liegende Begriffs- und Handlungsschema ist vor allem zu berücksichtigen, dass wir es nicht mit einer Substanz- sondern

einer Prozessontologie (Ames 1993, 169) zu tun haben. Betont werden Wandel und Prozessualität des Lebendigen sowie funktionale Zusammenhänge in einem offenen System. Der Körper ist kein Container der Organe beinhaltet oder zusammenhält, sondern die Form oder Disposition eines individuellen menschlichen Prozesses (Ames 1993, 165).

Schließlich ist mit dem Verständnis von Harmonie (和) nicht nur ein normativer Aspekt als Bezugspunkt systemischer Ordnung eingeführt, sondern auch eine phänomenologische Perspektive vordergründig. Dies zeigt sich deutlich in der bewegungstherapeutischen Sprachpraxis des Qi Gong. Im zentralen Begriff des Qi spiegeln sich Einschätzungen einer Lebendigkeit des Praktikers, von Spannungsverhältnissen, von Prozessen des Fließens, Verdichtens, Verteilens oder des Öffnens und Schließens wider, ohne dabei Qi notwendig als eine Substanz ansehen zu müssen. Dies lässt an Versuche der Neuen Phänomenologie denken, die ausgehend von Hermann Schmitz ein „System der Philosophie“ (Schmitz 1964 ff.) entwickelte und sich als anwendungsorientierte Subjektphilosophie verstand.

Die Parallelität der phänomenologischen Sprache und derjenigen der chinesischen Medizin ist sicher kein Zufall, nehmen doch beide Systeme die subjektiven Empfindungen des menschlichen Individuums ernst und stellen sie in das Zentrum ihrer deskriptiven Sprachpraxis. Dies eröffnet Perspektiven für einen vergleichenden Ansatz bezüglich des philosophischen Hintergrunds der TCM und Möglichkeiten einer die Potentiale chinesischer Medizin integrierenden Sprachpraxis westlicher Systeme der Gesundheitsversorgung.

Die Voraussetzungen für eine derartige Integration alternativer und komplementärer Methoden (CAM) sind jedoch nur unzureichend geschaffen. Die medizinische Forschung konzentrierte sich bisher auf Studien zu Effektivität der CAM, doch sind weitere Forschungen nötig, um die Wirkungsweise der Therapien zu verstehen. Im Forschungsbericht von CAMBRELLA wird festgestellt: „European research in the field [...] is limited and our knowledge [...] is very poor.“ (CAMBRELLA). Eine zukünftige Forschung sollte eher auf die Sicherheit von therapeutischen Verfahren und auf vergleichende Effektivität orientieren („effectiveness“ statt „effectivity“) und Besonderheiten der TCM in das Forschungsdesign einfließen lassen (dies betrifft u.a. die Wahl der physiologischen Marker). Ebenfalls sollte vertrauenswürdige Information (für Patienten und Ärzte) zur leicht zugänglichen Verfügung gestellt werden. Man muss entscheiden können, wann eine alternative Therapie eine vernünftige Wahl ist: „Everyone needs to know in what situation CAM is a reasonable choice“ (CAMBRELLA). Und letztlich müssen Regelungen für Praxis und Ausbildung (für nichtmedizinisch ausgebildete Therapeuten-Heilpraktiker, aber auch für Ärzte, Krankenkassen) kritisch überarbeitet werden. So taugt bspw. das Akupunkturwissen, welches von eini-

gen Medizinern in Kurzlehrgängen erworben wurde, nur für eine rudimentäre Anwendung der Prinzipien chinesischer Medizin.

Bei allen diesen Punkten sollte eine umfassende interkulturelle Wissenskommunikation eine wichtige Rolle spielen. Die Aufgaben der Kommunikation und Integration können nicht allein den Medizinern oder Linguisten überlassen werden, auch philosophische und anthropologische Kompetenzen müssen mit einbezogen werden.

Literatur

- Ames, Roger T.** 1993. The Body in Classical Chinese Philosophy. In: **Thomas P. Kasulis, Roger T. Ames, Wimal Dissanayake** (eds.). *Self as Body in Asian Theory and Practice*. State University of New York Press. 157-177.
- CAMBRELLA – A pan-European research network for complementary and alternative medicine (CAM).** *Final Report Summary*. European Commission, FP7 Health. URL: <https://cordis.europa.eu/project/rcn/92501/reporting/en> (10.04.2018).
- Geertz, Clifford** 1973. *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*. New York, Basic Books.
- Heise, Thomas** 1999. *Qigong in der VR China: Entwicklung, Theorie und Praxis*. Reihe: *Das transkulturelle Psychoforum* Bd. 8. Berlin, VWB Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Hsu, Elisabeth** 1999. *The Transmission of Chinese Medicine*. Cambridge University Press.
- Maciocia, Giovanni** 1994. *Die Grundlagen der Chinesischen Medizin. Ein Lehrbuch für Akupunkteure und Arzneimitteltherapeuten*. Kötzing, Verlag für Ganzheitliche Medizin.
- Maciocia, Giovanni** 2013. *Die Psyche in der chinesischen Medizin: emotionale und psychische Disharmonien behandeln mit Akupunktur und chinesischen Arzneimitteln*. München, Elsevier, Urban & Fischer.
- Porkert, Manfred** 1973/1991. *Die theoretischen Grundlagen der chinesischen Medizin*. Basel, Chinese Medicine Publications.
- Ryle, Gilbert** 1968. Thinking and Reflecting. *Royal Institute of Philosophy Lectures I*: 210-226
- Unschuld, Paul** 2013. *Traditionelle Chinesische Medizin*. München, C. H. Beck.
- Wang, Robin R.** 2012. *Yinyang. The Way of Heaven and Earth in Chinese Thought and Culture*. Cambridge University Press.
- Zhang, Dainian** 2002. *Key Concepts in Chinese Philosophy*. Transl. and ed. by Edmund Ryden. New Haven & London, Yale University Press.

Tagungsprogramm der
6. Humanontogenetischen Tagung 2016

**Bewältigung von Differenzen
in und zwischen kulturellen und sozialen Systemen**

09. September 2016, 14.00-18.00 Uhr

Karl-Friedrich Wessel (Humboldt-Universität zu Berlin, Projekt Humanontogenetik)
Differenzen als Entwicklungspotential

Dieter Kirchhöfer (Gesellschaft f. Humanontogenetik)
Nationale Identität als Voraussetzung europäischer Solidarität

Norbert Jung (Hochschule für nachhaltige Entwicklung Eberswalde)
*Ist Naturbeziehung ein biologisches, sozial-educatives oder
ratiogenetisches (Entwicklungs-)Phänomen?*

Jörg Schulz (Ernst-Abbe-Fachhochschule Jena, FB Sozialwesen)
*Kulturen aller Länder, vereinigt Euch?
Zur allmählichen globalen Entwissenschaftlichung des öffentlichen Lebens*

Anni Peller (Universität Potsdam)
Kulturelle Praktiken — gibt es eine globale Moral?

Olaf Scupin (Ernst-Abbe-Fachhochschule Jena, FB Gesundheit und Pflege)
*Die Selbstbestimmung als Teilkonzept der Souveränität im Gesundheitssystem —
Ein Kulturvergleich des Medizinsystems zwischen der Bundesrepublik Deutschland und
der Russischen Föderation*

Thomas Diesner (Gesellschaft f. Humanontogenetik)
Chinesische Gesundheitspraktiken und europäische Wissenskultur

10. September 2016, 09.30-12.00 Uhr

Workshop: *Globalisierung — eine Herausforderung für die Ontogeneseforschung?*

— Ende —

Fortsetzung von Seite 4

arbeiterinnen und Mitarbeiter mit einzubeziehen – und ebenso die vielen Menschen, die seine letzte Umgebung angenehm zu gestalten wussten.

Wir werden mit Günter Dörner einen Menschen in Erinnerung behalten, der ein bedeutender Wissenschaftler – weit über den heutigen Tag hinaus – bleiben wird und dem seine menschliche Umgebung stets wichtig war. Wir werden ihn und seine wissenschaftlichen Leistungen in Ehren halten – heute, morgen und immerfort.

2. Veranstaltung zum 90. Geburtstag Günter Dörners

Zu Ehren von Günter Dörner wird am 13. Juli 2019, um 15 Uhr in der Mohrenstr.40/41, Raum 415 eine Veranstaltung mit dem Titel „Erinnerungen und Wertungen“ anlässlich seines 90. Geburtstages durchgeführt. Alle Mitglieder Gesellschaft für Humanontogenetik sowie ehemalige Kolleginnen und Kollegen, Freunde und Mitstreiter sind herzlich eingeladen.

Die Veranstaltung wird eröffnet durch ehrende Worten von den Herren Prof. Dr. Rohde und Prof. Dr. Karl-Friedrich Wessel. Alle anderen sind, so sie mögen, gebeten, sich ebenfalls zu Wort zu melden. Für Musik, ganz nach Günter Dörners Wunsch, ist gesorgt, ebenso für Speise und Trank.

3. Veranstaltungsreihe „Dörner Lectures“

Im Herbst 2019 oder Anfang 2020 beginnen wir mit einer Veranstaltungsreihe zu Ehren von Günter Dörner. Diese Vortragsreihe soll an Günter Dörner erinnern, aber nicht explizit auf sein Werk beschränkt werden. Die drei zentralen Begriffe werden Entwicklung, Endokrinologie und Humanontogenetik sein.

Als Veranstalter fungieren die Charite, das Projekt Humanontogenetik und die Gesellschaft für Humanontogenetik. Ein ausführliches Programm wird rechtzeitig erscheinen.

Humanontogenetische Kolloquien 2017-2019

Nr. 124, 27.09.17

Bernd Wolfarth

Moderne Sportmedizin – Interdisziplinäre Herausforderung zwischen Lehre, Forschung und Klinik

Nr. 125, 25.10.17

Thomas Borchert & Thomas Diesner

Souveränität und mündige Athleten

Nr. 126, 22.11.17

Hans-Christoph Rauh

Philosophie aus einer abgeschlossenen Welt: Beiträge zur Geschichte der DDR-Philosophie und ihrer Institutionen. (Buchvorstellung)

Nr. 127, 06.12.17

Ehrenkolloquium für Dieter Kirchhöfer (1936–2017)

Albrecht Hummel, Friedrich Kleinhempel, Hans Merkens, Christa Uhlig, Andreas Wessel, Karl-Friedrich Wessel, Sigfried Wolf

Nr. 128, 17.01.18

Daniela Scharffenberg & Anni Peller

Wissensvermittlung und Neue Medien. Ein Erfahrungsbericht des Infografikprojekts „Tierherzen“

Nr. 129, 16.05.18

John Erpenbeck

Werten und Handeln

Nr. 130, 20.06.18

Ute Kirov

Im Spannungsfeld zwischen Hochleistungsmedizin und Individualität. (Erfahrungsbericht aus einer neonatologischen Intensivstation der Charité Berlin; mit Filmbeiträgen)

Nr. 131, 19.09.18

Siegfried Prokop

„Die DDR hat's nie gegeben“ Studien zur Geschichte der DDR 1945–1990

Nr. 132, 12.10.18

Ehrenkolloquium Gerda Jun (1935–2018)

Karl-Friedrich Wessel, Helga Hörz, Agathe Israel, John Erpenbeck, Bernd Floßmann, Reimar Banis, Christoph Seidler, Erika Goletz, Helga Winter, Ilseget und Heinrich Fink, Ralph Dobrawa, Axel Jun

Nr. 133, 01.12.18

Humanontogenetik und Pflege IV

Nadja Hofmann, Anette Jüngling, Jens-Uwe Knorr, Cornelia Köstler, Bernd Mühlbauer, Katharina Rädels-Ablass, Natalia Sinjukova, Karl-Friedrich Wessel
Die Qualität der Pflege mit und aus humanontogenetischer Perspektive

Nr. 134, 12.12.18

Hans-Otto Dill

Kuba in der Vision der europäischen 68er

Nr. 135, 16.01.19

Wolfgang Beese

Zur Marginalisierung der Naturwissenschaften an Thüringer Gymnasien

Nr. 136, 13.02.19

Gerhard Medicus

Hierarchie und Macht aus ethologischer Sicht

Veröffentlichungen 2018-2020

Berliner Studien zur Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik (Logos Verlag, Berlin)

Band 37

Wessel, Karl-Friedrich & Krause, Werner (Hrsg.) 2018. *Zur Methodologie und Geschichte der Psychologie. Lothar Sprung zum Gedenken*. 142 Seiten, 34,00 €

Klappentext: Dieser Band enthält zum einen Beiträge eines Ehrenkolloquiums für Lothar Sprung (1934-2017), zu dem sich Freunde, Schüler und Kollegen im Mai 2017 zusammenfanden, um den Experimentalpsychologen, humanwissenschaftlichen Forschungsmethodiker und Wissenschaftshistoriker zu ehren. Die Beiträge dokumentieren die Wissenschaftsgebiete, in denen er sehr erfolgreich – zu einem großen Teil gemeinsam mit seiner Frau Helga Sprung – publizierte und in Lehre und Diskussionen seine Erfahrungen weitergab. Der Band enthält zum anderen bisher nicht veröffentlichte Beiträge von Lothar und Helga Sprung sowie das bisher vollständigste Verzeichnis der Publikationen von Lothar und auch Helga Sprung.

Mit Beiträgen von Georg Eckardt, Annette Erb, Hans-Georg Geißler, Wilfried Gundlach, Werner Krause, Martin Müller, Erdmute Sommerfeld, Helga Sprung, Lothar Sprung & Karl-Friedrich Wessel.

Band 38

Wessel, Andreas; Wessel, E. Anne; Wessel, Karl-Friedrich (Hrsg.) 2018. *Erziehung – Bildung – Menschenbild. Dieter Kirchhöfer zum Gedenken*. 260 Seiten, 38,50 €

Klappentext: „*Es könnte vielleicht die Rekonstruktionsdiskussion versachlichen, wenn akzeptiert würde, daß auch das Bildungssystem der DDR ein Versuch war – manche nennen es ein ‚großes Experiment‘ –, Jahrhundertfragen bildungstheoretischen und -politischen Denkens zu beantworten.*“ (Dieter Kirchhöfer, 1994)

Dieser Band ehrt den Philosophen und Erziehungswissenschaftler Dieter Kirchhöfer (1936-2017). Freunde und Weggefährten geben Einblick in sein Leben und Wirken, jedoch ist es nicht nur ein Buch über Kirchhöfer, sondern ein Buch mit Dieter Kirchhöfer. Nachdrucke eines Interviews von 1994 und eines Beitrages zur Selbstentfremdung in der Wissenschaft zeigen seinen differenzierten und originellen, nachdenklichen und souveränen Umgang mit drängenden Problemen der Zeit. Der Band enthält außerdem die Erstveröffentlichung eines Beitrages, der posthum unter Nutzung von Dieter Kirchhöfers Notizen vollendet wurde. Die neubearbeitete Bibliografie Kirchhöfers gibt einen Überblick über sein reiches Schaffen.

Mit Beiträgen von John Erpenbeck, Albrecht Hummel, Dieter Kirchhöfer, Friedrich Kleinhempel, Hans Merrens, Lothar Rausch, Ursula Schröter, Hildegard Steinhöfel, Wolfgang Steinhöfel, Christa Uhlig, Andreas Wessel, Anne. E. Wessel, Karl-Friedrich Wessel & Arno Zeuner.

Erscheint demnächst:

Band 39

Wessel, Karl-Friedrich; Horstmann-Hegel, Karla & Sayatz, Ulrike (Hrsg.) 2020. *Motivation – Situation – Moral. Gerhard Rosenfeld zum Gedenken*. 207 Seiten.

Klappentext: „*Sicherlich wird in absehbarer Zeit die Komplexforschung von ihren verschiedenen Standorten und Methoden her zu einer allgemeinen und umfassenden Erziehungstheorie und vielleicht auch zu einem neuen theoretischen System der Erziehung hinführen.*“ (Gerhard Rosenfeld, 1966)

Betrachtet man die Entwicklung der Erziehungswissenschaften der letzten 50 Jahre, muss konstatiert werden, dass sich diese Hoffnung von Gerhard Rosenfeld (1925-85) bestenfalls in bescheidenen Ansätzen erfüllt hat. Eine interdisziplinäre, ganzheitliche Betrachtung der komplexen Erziehungsprozesse in ihren biologischen, psychischen und sozialen Kontexten steht noch aus. Angesichts der immer komplizierter und bedrohlicher werdenden Prozesse auf unserem Planeten werden Bildung und Erziehung und ihre ganzheitliche theoretische Fundierung zu einem Schlüsselfaktor für eine nachhaltige Entwicklung.

Dieser Band enthält Beiträge einer Gedenkveranstaltung für den Psychologen und Erziehungswissenschaftler Gerhard Rosenfeld. Sie werden ergänzt durch die Zusammenstellung einiger bereits veröffentlichter und unveröffentlichter Originaltexte von Rosenfeld, Texte in Zusammenarbeit mit Kollegen sowie eine Zusammenstellung ausgewählter Publikationen, Vorträge und Konferenzberichte. Er beinhaltet außerdem zahlreiche Dokumente, die den wissenschaftlichen Werdegang, aber auch die Schwierigkeiten dokumentieren, welche Rosenfeld bei der Durchsetzung seiner theoretischen und praktischen Bemühungen bereitet worden sind. Zudem illustrieren Erinnerungen der Familie und von Kollegen diesen Band.

Mit Beiträgen von Karla Horstmann-Hegel, Dieter Kirchhöfer, Gerhard Rosenfeld, Ulrike Sayatz & Karl-Friedrich Wessel

Gesellschaft intern

Liste der Mitglieder der GfHO

Steffi Badel, Dr.
Ursel Basener-Roszak
Klaus-Peter Becker, Prof. Dr.
Wolfgang Beese, Dr.
Hartmut A. G. Bosinski, Prof. Dr.
Jan Bretschneider, Dr. Dr.
Jörg H. Damm, Dr.
Thomas Diesner, Dr.
Sven-Holger Döpel, Dr.
Günter Dörner, Prof. Dr. Dr. h. c. †
Philipp Eggers, Prof. Dr. †
Renate Eichhorn, Dr.
Doina Floresen
Ingmar Flüs
Siegfried Fritzsche, Dr. Dr.
Yves Frömme
Dieter Gemeinhardt
Hans Hablitzel, Prof. Dr. Dr.
Günter E. Hammerstein, Dr.
Michael Harm
Bernhard Hassenstein, Prof. Dr. Dr. h.c.
Ulrich Heid
Romana Hippe
Gunda Hofmann
Kathleen Holotiuk
Albrecht Hummel, Prof. Dr.
Ivonne Hund
Siegfried Jablonski, Dr.
Annette Jüngling
Gerda Jun, MR Dr. †
Norbert Jung, Prof. Dr.
Silvia Kastner
Michael Ketting, Prof. Dr.
Robert Ketting †
Dieter Kirchhöfer, Prof. Dr. †
Ute Kirov
Minoru Kitamura, Prof. Dr.
Betina Klaus
Friedrich Kleinhempel, Dr.
Isabell Kossmann
Frank Kulik
Iris Lauterbach
Rolf Lindner, Dr.
Rolf Löther, Prof. Dr.
Alfred Locker †
Peter Marnitz, Dr.
Rolf Matthes
Martina Möller
Heinz Mrochen
Ina Mühleisen
Hans Nehoda, Dr.
Reiner Neumann, PD Dr.

Jakob Pastötter, Dr.
Anni Peller, Dr.
Hannelore Pester, Dr.
Thorsten Pfeiffer
Rick Pieger
Andreas Plagemann, Prof. Dr.
Werner Plesse, Prof. Dr.
Heiko Rabe
Katharina Rädcl
Hellgard Rauh, Prof. Dr.
Hartmut Rothgänger, Dr.
Christian Ruscher, Prof. Dr. †
Dorit Rust
Berthold Schabacker, Dr.
Thomas Schack, Prof. Dr.
Andrea Scharnhorst, Dr.
Hans-Dieter Schmidt, Prof. Dr. †
Jörg Schulz, Prof. Dr.
Ronny Schulz
Olaf Scupin, Prof. Dr.
Heinz A. Socha
Karl Sommer, Prof. Dr.
Manfred A. Spöringer, Dr.
Lothar Sprung, Prof. Dr. †
Horst-Dieter Strüning, Oberstudienrat Dr. †
Diana Szantai
Günter Tembrock, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. †
Uwe Thiele
Wolfgang Tietzsch
Peter Tittel
Ralf Uebelhack, Prof. Dr.
Brigitte Urban-Appelt
Eva Vojtkova
Lutz von Grünhagen
Reiner Waldukat
Rita Waldukat
Wilfried Waßmuth, Dr.
Sylvia Wendland-Tembrock
Klaus Wenig, Dr.
Doreen Werner
Andreas Wessel, Dr.
Karl-Friedrich Wessel, Prof. Dr.
Michael Wessel
Thomas Wilde, StD
Ilse Wittig
Barbara Zimmer, Dr.
Christine Zwinscher

Institutionelles Mitglied
Z & L Pflege GmbH, Königshain-Wiederau

Notizen

Impressum

Mitteilungen der Gesellschaft für Humanontogenetik

Newsletter of the German Society of Human Ontogenetics,
founded in 1995

Herausgegeben von Thomas Diesner (Berlin), Jörg Schulz und
Olaf Scupin (Jena) im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft

Redaktionsschluss der Ausgabe **6**(1/2): 19. November 2019

Redaktion

Dr. phil. Thomas Diesner
Humboldt-Universität zu Berlin
Projekt Humanontogenetik
Mohrenstraße 40/41
D-10117 Berlin
info@humanontogenetik.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung der Gesellschaft für
Humanontogenetik unzulässig und strafbar. Dies gilt insbeson-
dere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen
Systemen.

© 2019 Gesellschaft für Humanontogenetik e.V., Berlin
www.humanontogenetik.de
Druckauflage: 1000
Printed in Germany

ISSN 1869-3342

Gesellschaft für Humanontogenetik e.V. (gegründet 1995)
Vereinsregister-Nr. 17325 Nz / Amtsgericht Charlottenburg
Vorsitzender: Prof. Dr. phil. Karl-Friedrich Wessel
Tel.: (030) 2093 99 117
E-Mail: info@humanontogenetik.de

Die GfHO ist als gemeinnütziger Verein anerkannt (Steuer-
nummer KSt 27/640/54123), Spendenquittungen können aus-
gestellt werden.

Spenden bitte auf das Vereinskonto:
Gesellschaft für Humanontogenetik e.V.
Berliner Sparkasse
IBAN: DE89 1005 0000 0103 8140 60
BIC: BELADEBEXXX